Freiherrn von der Pfordten's

Wirken und Wirkungen.

Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1866.

Frauenfeld.
Gedruckt bei J. Huber.
1867.

Im November 1866.

Vorwort.

Die Wege, Glück und eine hervorragende Stellung zu erreichen, sind verschieden, aber leider bieten sie für verdienstvolle und charakterfeste Persönlichkeiten weit mehr Schwierigkeiten als für solche, welche in der ihnen eigenthümlichen Elastizität ihres Charakters den Zweck ihrer Thätigkeit — das öffentliche Wohl zu vertreten, auszubilden und zu fördern — der Art interpretiren, daß dieser sich förmlich mit der Erhaltung ihres Amtes identifizirt.

Sich erhalten, ist das Axiom ihrer Weisheit, um dieses dreht sich ihre Politik, gleichviel, ob diese dem Allgemeinen schadet oder nicht. Wir sprechen hier vornehmlich von Staatsmännern, somit von solchen Persönlichkeiten, deren Ernennung meistens schon primitiv zu bedauern ist, kennzeichnen sie sich nicht durch einen festen Charakter aus.

Warum werden überhaupt Staatsmänner gewechselt? Es geschieht dies doch nur deßwegen, weil sie sich entweder abgenützt haben, oder weil der von ihnen betretene Weg sich mit denjenigen kreuzt, welche die Verhältnisse und Bedürfnisse erfordern.

In einem vollkommen konstitutionellen Staate, wie z. B. in England, genügt zum Rücktritte eines Ministers schon der Umstand, daß er die Majorität der Stände nicht für sich hat und folglich seine Politik oder seine Maßnahmen nicht gebilligt werden.

Von solchen Verhältnissen sind wir zwar in Deutschland weit entfernt; die meisten Minister legen wenig Werth auf diese Schranke und noch weniger ficht sie ein Mißtrauensvotum an, das ihnen die öffentliche Meinung ausstellt.

Es ist daher Pflicht aller Derjenigen, die ein öffentliches Interesse besitzen, und denen es nicht gleichgültig ist, nach welchen Prinzipien die Staatsregierung verfährt, noch ob die Entwicklung der innern wie äußern Verhältnisse des Staates zum Besten des allgemeinen Wohles gepflogen wird, fort und fort ihr Mißtrauen gegen solche Minister schriftlich wie mündlich zu äußern, welche dem Staate offenbar schaden.

Denn bei einer konsequenten und beharrlichen Opposition kann sich endlich ein mißliebiger Minister doch auf längere Dauer nicht halten, und geht er nicht freiwillig, so wird er dazu gezwungen.

Läßt daher die öffentliche Verdammung auch nur etwas nach, so wächst in demselben Grade die Zuversicht jener Herren, sich auch fernerhin halten zu können. Sinecuren bestehen aber in einem gesunden und geordneten Staatsleben nicht und deßhalb ist mit aller Energie gegen solche aufzutreten, welche dennoch ihre Staatsämter mit Sinecuren verwechseln möchten.

Einleitung.

Nachstehende Schrift hat die Aufgabe, das Wirken und die Wirkungen des Freiherrn von der Pfordten zu besprechen und sich namentlich mit den Erfolgen seiner neuesten staatsmännischen Weisheit zu befassen.

Zuerst wollen wir einem Einwande begegnen, den uns höchst wahrscheinlich superkluge Parasiten entgegenhalten werden, indem sie durch denselben hoffen, das zum großen Theil noch gaffende Volk irre zu leiten.

Man wird nämlich mit der hier bekannten staatsmännischen Grobheit und Ungebundenheit, welche so gerne angenommen wird, handelt es sich darum, dem beschränkten Unterthanenverstand seine Beschränktheit nachzuweisen, erklären, daß eben nur dieser beschränkte Unterthanenverstand einen Minister wegen seinen Mißerfolgen der Art zur Verantwortung ziehen könne, wie es bisher geschah. Es wird heißen: Man könne nicht jedesmal triumphiren und noch weniger ein Zusammentreffen von Umständen verhindern, durch welches man den Kürzern gezogen. Ein Nichterfolg involvire durchaus noch keine Fehler und jeden Mißerfolg von Fehlern abhängig zu machen, beweise Beschränktheit oder bösen Willen.

Wir sind mit dieser möglichen Einwendung, im Allgemeinen angewendet, vollkommen einverstanden, indem wir ja nur untersuchen wollen, ob die Mißerfolge auf Fehlern beruhen.

Wir sagen nicht: Freiherr von der Pfordten hat gefehlt, denn er erntete Mißerfolge, sondern wir sagen: er hatte diese Mißerfolge, weil er fehlte.

Ein anderer, zur richtigen und vollkommenen Beurtheilung unbedingt nöthiger Aufschluß ist derjenige: ob die Mißerfolge des Herrn von der Pfordten von Handlungsweisen herrühren, die er

als schädlich kennen sollte, oder ob ihm seine Handlungsweise als opportun erschien.

Es wird zwar für manche Leser etwas weit gegangen scheinen, in die tiefste Tiefe des Gewissens des Herrn von der Pfordten eindringen zu wollen, aber dem ist nicht so.

Bei Männern, die Stellungen vorstehen, wie Herr von der Pfordten, ist mit voller Evidenz eine Gränze festzustellen, über welche hinaus nicht mehr angenommen werden kann, daß unwissentliche oder, besser gesagt, nicht gewollte Fehler an dem Schaden die Schuld tragen, der den Staat wie auch die Individuen des Staates persönlich trifft.

Wir glauben, daß selbst den Herren, die man einer Kritik unterwirft, kein Gefallen erwiesen wird, wenn man als einzige Entschuldigung ihrer Handlungsweise kurzweg ihre Unfähigkeit erkennen will.

Wo bliebe alsdann die Entschuldigung oder Rechtfertigung, auf welche sie doch nicht verzichten wollen?

Nein! sie wollen wissen, daß diese und jene Maßnahmen zu ergreifen gewesen wären, aber absichtlich nicht ergriffen wurden, weil sie noch schlimmere Erfolge hätten haben können.

Es kommt nun allerdings bei solchen Entschuldigungen nicht viel heraus und werden die Herren dadurch nicht entlastet, da man ihnen immer wieder vorhalten kann, daß ihre Mißerfolge eben deßhalb auf Fehlern beruhten, weil sie jene Maßnahmen nicht getroffen haben.

Wir wollen uns hier nicht in ein Labyrinth von diplomatischen Spitzfindigkeiten begeben und einfach das verfolgen, was wir uns zur Aufgabe gestellt, nämlich: das Wirken und die Wirkungen des Freiherrn von der Pfordten näher zu betrachten, um zu ermitteln, was für Fehler sich dieser Herr zu Schulden kommen ließ.

Das Urtheil: ob wissentliche oder unwissentliche Fehler begangen wurden, wollen wir durch den Verlauf dieser kleinen Schrift dem denkenden Leser selbst überlassen und somit der Logik der Thatsachen nicht vorgreifen.

Eine Polemik.

Charakter besitzen ist nicht nur eine löbliche Eigenschaft, er ist auch für Personen, die gewisse Stellungen einnehmen, eine Bedingung, welche man für jene Stellungen erheben darf.

Der Leiter einer Politik, wird man sagen, braucht weniger Charakter zu besitzen, hat er nur dafür um so mehr intellektuelle Begabung, fehlt es ihm nur nicht an Fachkenntniß und Combinationsgeist. Besitzt er diese Eigenschaften, so kann man in sächlicher Hinsicht den Charakter übersehen, ja er wäre vielleicht für die praktische und allseitige Verwerthung seiner Kräfte ihm nur hinderlich.

Man wird sich auf Machiavelli und auf Herrn von Tayllerand berufen, um auf Kosten ihres Charakters ihre Routine und ihren Geist zu preisen.

Was Machiavelli anbelangt, so wäre das Beispiel ein falsches, denn gerade dieser Lehrer der praktischen Politik bewies einen ganz bedeutenden Charakter.

Er wurde nie ein Lobredner gegen seine Ueberzeugung und zog vor, oft kümmerlich zu leben, statt auf Kosten seiner Ueberzeugung zu dienen und sich's wohl sein zu lassen.

Was seine Lehren anbelangt, so können sie Hand in Hand mit dem stärksten Charakter gehen, denn ihr Benützer wird eben nur in ihnen das sehen, was sie eigentlich sind, nämlich die Mittel, seinen Zweck schnell und namentlich sicher zu erreichen.

Wir sahen demnach auch die meisten geistvollen Männer, welche die Politik eines Staates zu leiten hatten, zum Machiavellismus greifen, wenn ihnen kein anderes Mittel paßte.

Es heißt eben hier wie im gewöhnlichen Leben: „Noth bricht Eisen.“ Auch drängt sich gebieterisch die Frage auf, ob die Sünde, machiavellische Mittel gebraucht zu haben, größer ist, als es die wäre, wegen Beanstandung dieser Mittel Volk und Land gefährdet oder gar in Schaden oder Verfall gebracht zu haben.

Diese Fragen sind allerdings rein theoretischer Natur, denn im praktischen Leben werden sie wohl kaum gestellt werden, da jeder Staatsmann, der den Geist in sich fühlt, machiavellische Mittel im gegebenen Falle brauchen zu können, sie auch jedenfalls trotz aller Moralphilosophie brauchen wird. Täuschen wir uns hierüber nicht.

Friedrich II., auch „der Große" genannt, schrieb eine Widerlegung der macchiavellischen Lehre, seinen Antimacchiavell, und doch war gerade er es, der bei jeder passenden Gelegenheit seinem Antimacchiavell untreu wurde, indem er dem Macchiavell folgte. Seine schlesische Geschichte ist voll von Macchiavellismus.

Was Herrn von Talleyrand anbelangt, so hatte er allerdings als Mensch wie als Staatsmann keine Spur von einem Charakter, dagegen besaß er die seltenen Talente, die in seinem öffentlichen Wirkungskreis den Charakter übersehen ließen. Jedenfalls konnte man nie von ihm sagen: er habe wegen seiner Charakterlosigkeit diplomatische Fehler begangen.

Wenn also bei einem Staatsmanne seine intellektuellen Eigenschaften vereint mit seiner Routine den Charakter übersehen lassen, so mögen in diesem Falle Jene Recht haben, welche sagen: Der Charakter sei bei Staatsmännern Nebensache.

Wenn nun auch in diesem eben angeführten, aber sehr seltenen Falle wirklich der Charakter gerade keine Hauptsache ist, so ist er doch immerhin sehr wünschenswerth und wird er stets vermißt werden.

Je weniger Geist und Routine aber vorhanden ist, desto mehr muß man als Aequivalent den Charakter verlangen. Nichts ist aber erbärmlicher und zugleich schädlicher, als ein Staatsmann ohne Charakter und ohne Ressourcen, seine Charakterlosigkeit in geschäftlicher Hinsicht vergessen zu machen.

Herr von der Pfordten und die bayerische Kammer.

In gewöhnlichen Zeiten mag ein solcher Herr, dem „die heilige Redensart" nicht fehlt und der ein Meister der Dialektik und Rhetorik ist, eine Art Gloire um sich verbreiten und kann er wohlfeile Siege seines Esprit erringen, da manche mit der „heiligen Redensart" nicht in dem Maße betraut, etwas befangen sich mit ihm in eine Diskussion einlassen oder lieber gleich auf eine solche verzichten.

Ein Staatsmann, dem eine solche heilige Redensart eigen ist, ist daher auch durchaus kein Glück für ein Land, wenn er außer dieser nichts zu bieten vermag.

In äußern Angelegenheiten wie auch in innern, wenn die Reden allein nicht mehr von Belang sind und die Combinationen zu Entscheidungen und Handlungen gebieterisch drängen, fällt die heilige Redensart in ihr Nichts zusammen. So lange aber Situationen noch keine endgültige Entscheidung bedürfen, sondern sich erst bilden und im Verlaufe begriffen sind, gibt die heilige Redensart einem Minister oft Veranlaßung, sie zu mißbrauchen, so daß Angelegenheiten und Verhältnisse oft in einer gemeinschädlichen Weise zum Austrage kommen.

Die heilige Redensart besitzt eben auch ihre zwei Seiten, wie so viele andere Dinge.

So fürchtet mancher Abgeordnete, vor der Gallerie aufzusitzen und dann in den Blättern die Tousche zu lesen, die er vom Herrn Minister erhielt. Ein solcher schweigt lieber, als daß er zur Zeit kräftig interpellirt und die Gegenstände der Verhandlung seiner Ueberzeugung nach mit allem Nachdruck vertritt.

Es ist allerdings wenig schmeichelhaft für eine Volksvertretung, sie im Allgemeinen einer solchen Einschüchterung fähig zu halten, aber es ist dies, so unglaublich es auch in manchen Kreisen und im Auslande klingen mag, deßhalb leider nicht anders.

Wir haben hier mit wenig Worten das Verhältniß gekennzeichnet, in welchem Herr von der Pfordten sich den bayerischen Kammern gegenüber befindet.

Mögen diese Worte noch so sehr Entrüstung hervorrufen und mag sich Freiherr von der Pfordten seiner eingeduselten Jasager noch so sehr annehmen, wir bleiben dabei.

Die Geschichte, die mit Thatsachen rechnet, wird über die letzten Perioden des Landtags ihr unerbittliches Urtheil fällen. Denn diese Zeit wird eine traurige Stelle in der politischen Entwicklung Bayerns einnehmen. Man wird rufen: Thatsachen, Thatsachen für solche Lästerungen.

Sie liegen hierin, daß Herr von der Pfordten, wenn er nicht solch' gefügige Majoritäten hinter sich gewußt hätte, wohl Anstand genommen haben würde, planlos und stets nur zuwartend — bis es

allemal zu spät war — mit bayerischen Interessen zu spielen, wie wir noch sehen werden.

Was nun die Kammern betrifft, so hätten sie in bestimmtester Weise Herrn von der Pfordten auffordern müssen, sich über den Stand der bayerischen Armee, sowie über die Zeitdauer, welche die Rüstungen allenfalls beanspruchen würden, zu erklären, dann hätten sie sich die Höhe der Kopfzahl der gesammten bayerischen Armee, die Reserven inbegriffen, angeben lassen sollen. Ferner hätten sich die Kammern genauest berichten lassen müssen über die militärischen Kräfte Oesterreichs.

Denn so weit darf eine Volksvertretung nie ihre Gefühlspolitik ausdehnen, daß sie, ohne sich genau orientirt zu haben, Allianzen billigt.

Nachdem die Kammern von diesen Verhältnissen Kenntniß erhalten und sich eventuell für den Krieg erklärt gehabt hätten, hätte sich wenigstens auch eine Majorität finden müssen, welche Folgendes mit allem Nachdrucke verlangt und eine strenge Verantwortung in Aussicht gestellt haben würde:

1) Da die Volksvertretung sich eventuell für den Krieg erklärt, so will sie ihn mit ganzer Energie, mit Aufbietung aller derjenigen Mittel geführt wissen, welche in technischer, materieller und moralischer Hinsicht unentbehrlich sind.
2) Behufs dieser Rüstungen bewilligt die Volksvertretung der hohen Staatsregierung den außerordentlichen Kredit, spricht aber zugleich die Erwartung aus, daß das Opfer des Landes eine umsichtige und rationelle Verwendung finde.
3) Stellt die Volksvertretung an die hohe Staatsregierung den Antrag, nun auch auf dem Gebiete der Politik jene Entschiedenheit zu entfalten, welche dem Ernste der Lage, wie den Opfern entspricht, welche das Land zu tragen bereitwilligst entschlossen ist.
4) Geht die Volksvertretung die hohe Staatsregierung an, dahin zu wirken, daß die allerhöchste Genehmigung zur Organisirung von Freikorps nicht versagt bleibe, und daß alsdann sofort zur Bildung dieser Korps geschritten werden möge.

Die Volksvertretung sieht in der Realisirung ihrer Anträge nicht allein den Ernst verwirklicht, der ihr unbedingt nöthig erscheint; sie sieht vielmehr auch durch diese Machtentfaltung

die Politik gekräftigt und die Regierung in den Stand gesetzt, nicht auf einseitigen Grundlagen verhandeln zu müssen. Sie sieht dadurch ferner der Regierung die Möglichkeit offen gelassen, gegebenen Falls die Verhältnisse noch in friedliche Bahnen einzulenken.

So hätte allenfalls die Sprache der Kammern sein müssen, wenn sie über jeden Vorwurf erhaben bleiben wollten.

Was aber die Kammern unterlassen, hätte Herr von der Pfordten nicht unterlassen sollen und war er jedenfalls verpflichtet, ein genaues Bild der Machtverhältnisse derjenigen Staaten den Kammern zu geben, mit welchen man gehen wollte.

Ferner hätten die Kammern wie Herr von der Pfordten wissen müssen, daß eine Friedenspolitik nur dann etwas heißt und Einfluß besitzt, wenn man die Mittel nicht scheut und die Macht hinter sich hat.

Nur wenn der Gegner weiß, daß man gleichfalls gehörig gerüstet dasteht, kann ihm in der eilften Stunde noch eine andere Ansicht kommen.

Aber sicher wird diese nie erreicht, steht man dem Gegner nur mangelhaft oder gar nicht gerüstet gegenüber; denn hier bieten sich solchem nur allzuverlockende Aussichten.

Idiotenhaft ist es aber — wenn nicht anderes dahinter steckt — zu glauben, man könne durch die Macht der heiligen Redensart einen Feind abhalten; nun gar erst, wenn dieser Feind Herr von Bismarck selber ist.

Einem solchen durch und durch realistischen Charakter gegenüber ist es wahrhaft lächerlich, anders als durch die sicherste Perspektive auf Blut und Eisen imponiren zu wollen.

Man muß eben eine Waffe suchen, welche der Waffe des Feindes wenigstens entspricht.

Aber Herrn von Bismark durch Rechtstheorien, durch Aktenstöße und durch Hinweisung auf Verträge besänftigen zu wollen, heißt gerade so viel, als wenn man einen Räuber durch Vorhalten des Strafgesetzbuches abschrecken will.

Hätte also Herr von der Pfordten oder die Kammern, oder besser sie zusammen, diese Erwägungen gehabt, und hätte ersterer versucht, auch seine Kollegen in den verschiedenen Residenzstädten etwas bismarck-praktisch zu stimmen, wären somit hinter den regulären

Truppen ungefähr 100,000 Freiwillige gestanden, hätte man mit einem Worte vollen Ernst gemacht, so hätte man eines gegen zwanzig wetten können, daß Herr von Bismarck noch in der eilften Stunde eine andere Saite aufgespannt haben würde. Auf diese Erwägungen, denen sich wohl Niemand verschließen wird und deren Vollgültigkeit selbst der gewandteste Dialektiker schwerlich wird negiren können, stellen wir unsere Anklage.

Dieses Stück bayerischer Geschichte ist daher ein wahrhaft trauriger Beweis, in wie weit eine Volksvertretung Mitschuldige an einer verfehlten und ungeheuerlichen Politik werden kann.

Denn wäre das Jasagen und das bequeme „für sich handeln lassen" nicht den bayerischen Kammern seit neuerer Zeit fast zur Gewohnheit geworden, säßen in ihr mehr politisch reife und energische Männer, dagegen weniger Gefühlspolitiker und weniger kleine Leute, deren politischer Horizont leider immer noch ein höchst beschränkter ist, so hätte Herr von der Pfordten alle Ursache gehabt, sich sattelfest zu machen und nicht genügend erachtet, hin- und herüber zu balanciren, bis die Verhältnisse den Strick durchschnitten haben.

Er hätte ein für allemal, eine strenge Verantwortung befürchtend, sich den Kammern und somit dem ganzen bayerischen Volke gegenüber sicher stellen müssen.

Ein Staat wie Bayern, mit einer noch urwüchsigen Kraft, ein Volk wie das bayerische, hingebend und trotzdem zäh, hätte wahrlich eine andere Stellung einnehmen müssen und ein anderes Loos verdient, als ihm Herr von der Pfordten in seiner ganz unbayerischen Weise bereitet hat.

Jeder Bayer, ja selbst jeder nicht bayerische Deutsche, der in den nachgeäfften napoleonischen Centralisations-Spekulationen preußischer Machthaber nicht das Heil unserer Nation zu erblicken vermag, hat das Recht und beziehungsweise sogar die Pflicht, die Schaukelpolitik des Herrn von der Pfordten dem größern Publikum darzulegen und es vor einer abermaligen Mitschuld zu warnen.

Wie die Verhältnisse jetzt noch liegen, kann sich jeder bayerische Bürger die Frage stellen: ob denn der Untergang Bayerns zum

frommen preußischen Annexionshelden schon eine so ganz ausgemachte Sache sei?

Dafür sind also an hundert Millionen verloren worden, zu denen auch er sein Scherflein beigetragen hat, dafür sah er Brüder und Freunde verbluten und andere verstümmelt. Für jeden Blutstropfen ist es schade und ruft er um Vergeltung, der wegen einer solchen Politik vergossen wurde.

Auch gegenwärtig schadet Herr von der Pfordten in seiner Unthätigkeit dem bayerischen Interesse wie der bayerischen Krone wesentlich.

Man wundere sich nur ja nicht, da und dort immer vernehmlicher und allgemeiner höchst gefährliche Aeußerungen zu hören, als: In ein paar Jahren sind wir doch auch preußisch; wie können wir uns denn gegen die Preußen halten, es geschieht ja nichts; uns kann es am Ende gleich sein, wenn es denen gleich ist. Ferner kann man sich an der ängstlichen Zurückhaltung, preußische Verhältnisse an öffentlichen Orten zu kritisiren, deutlich überzeugen, daß die Leute nicht mehr trauen und sich schon vollkommen in dem Uebergangsstadium wähnen. So baten z. B. mehrere Bürger, welche durch die nicht seltenen Diebereien preußischer Truppen gelitten hatten, inständig, ihre Fälle nicht durch die Presse zu veröffentlichen und warum? Weil sie sich scheuen, als Zukunftspreußen gegen preußische Diebe öffentlich aufzutreten.

Diese charakterisirenden Züge und Aeußerungen fände man aber sicher nicht, wüßten die Leute einen Rückhalt an ihrer Regierung zu finden, wüßten sie, daß man gesonnen ist, seine Kraft zu gebrauchen, und daß ferner keine diplomatischen Stümpereien mehr zu gewärtigen wären, bei welchen selbst die beste Armee corrumpirt werden muß.

Der unheilvolle Genius des Herrn von der Pfordten zeigt sich überall, er mußte aber namentlich in Verhältnissen, wie sie waren, einen prägnanten Ausdruck erhalten.

Freiherr von der Pfordten's öffentlicher Charakter.

Warum sollte eine prononzirte Charakterlosigkeit nicht endlich auch Anspruch haben, als etwas Positives zu gelten und somit als ein feststehender Zug des psychischen Theils eines Menschen angesehen werden?

Mag daher die Aufschrift stehen bleiben und sprechen wir von dem Charakter des Freiherrn von der Pfordten.

Dem Psychologen wird die Arbeit nicht allzuschwer werden, denn er findet bei diesem Charakter zwei Hauptzüge, die sich gleich rothen Fäden durch das ganze Thun und Lassen des Freiherrn von der Pfordten fortspinnen.

Der eine Zug besteht in der Inkonsequenz, in der wankelmüthigen Auffassung von Rechtstheorien, in dem eilfertigen Haschen nach Popularität und in einer Unschlüssigkeit bei solchen Gelegenheiten, welche eine absolute Entscheidung fordern.

Der zweite Zug, der nicht minder deutlich ausgeprägt ist, läßt sich zum Theil aus den Variationen des ersten Zuges erklären und bildet nicht selten eine Reaktion desselben.

Man wird nämlich Handlungen und Züge in dem öffentlichen Leben des Freiherrn von der Pfordten finden, welche gleichsam frühere Handlungen und Thätigkeiten zu bereuen scheinen und deßhalb nun um so bestimmter ausgedrückt werden.

Ferner zeigt es sich auf eine ganz unwiderlegliche Weise, wie Herr von der Pfordten im ersten Anlaufe, in der ersten Gluth (sogenanntes Strohfeuer) seiner Gefühle Kombinationen knüpfte und sie eifrigst betrieb, dann aber plötzlich innehielt, als sei er vor seinem eigenen Machwerk erschrocken. Er fängt dann an, behutsam die selbst gesponnenen Fäden einzuziehen, um so sein Werk zu zerstören.

Was mag wohl daran Schuld sein?

Wir glauben die Antwort geben zu können.

Die Konsequenzen seiner Kombinationen wie auch vorzugsweise die Eventualitäten, die dabei eintreten können, schrecken ihn als Furien aus dem Schlafe auf und die innere Reaktion beginnt.

Plötzliche Stockungen in der Durchführung des Planes, dann halbe Maßregeln und ein unerklärliches Lavieren bekunden nach Außen hin die Reaktion, die bei Herrn von der Pfordten eingetreten ist.

Er erschrack nämlich vor seiner eigenen Kühnheit und retirirt nun beklommenen Herzens auf seine Ausgangsbasis und wo möglich noch hinter diese in den grauen Nebel hinein zurück, wodurch er die Vollzugsorgane seiner Politik in Unsicherheit und Verlegenheit versetzt und ihnen so die peinlichste Lage bereitet.

In der Sitzung der Kammer der Abgeordneten am 30. Mai 1866 sprach Herr von der Pfordten*):

„Meine Herren! Deutschland ist von einem Bürgerkrieg bedroht. Ich fühle, daß ich dem hohen Haus zu nahe treten würde, wenn ich mich näher darüber äußerte, daß dem so ist und warum es so gekommen ist, oder den Gefühlen Ausdruck geben wollte, welche bei dem Gedanken an einen solchen Krieg jedes deutsche Herz erfüllen müssen. Ich glaube, ich würde aber auch dem Ernst der Lage zu nahe treten, der das Bedürfniß des Handelns, nicht des Redens in sich trägt.

Ich beschränke mich daher darauf, den Standpunkt zu bezeichnen, den die k. Regierung in den gegenwärtigen Verhältnissen eingenommen hat, und für dessen Durchführung sie sich vertrauensvoll an das Land und an Sie, meine Herren, wendet. Zwei Aufgaben sind es, welche unser Pflichtgefühl uns haben erkennen lassen. Die erste besteht darin, für die Erhaltung des Friedens zu wirken, unermüdlich aus allen Kräften, so lange ein Schimmer von Hoffnung für das Gelingen dieses Bestrebens besteht. Die zweite finden wir darin, Bayern in die Lage zu versetzen, daß es, wenn der Friedensbruch nicht abzuwenden, demselben entgegen treten kann — mit aller Kraft, die in ihm wohnt, daß es einstehen kann für das bedrohte Recht des Bundes und der Bundesstaaten rc. rc.“

Wie passen aber diese verheißenden Worte, welche außerdem um vier Wochen zu spät gesprochen wurden, zu seinen Thaten?

Aus folgendem Artikel, ebenfalls der Augsburger Allgemeinen Zeitung**) entnommen, sehen wir, wie man sich berufen fühlte, die Initiative zu den Rüstungen dahin zu weisen, von wo sie auszugehen hat. Man verwahrte sich somit vor jeder Verantwortung.

*) Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung Nr. 151.

**) Hauptblatt Nr. 130, 10. Mai 1866.

„München, 8. Mai. Vielfach wird hier die Ansicht ausgesprochen: lediglich der k. Kriegsminister sei Schuld daran, daß die militärischen Rüstungen in Bayern nicht in einem weit größern Maßstab stattfinden, als es der Fall ist. Diese Ansicht ist aber sicherlich eine ganz irrige. Ob Rüstungen stattzufinden haben, und in welchem Umfang? So wichtige Fragen hat nicht der Kriegsminister allein, sondern hat das Gesammtstaatsministerium, der Ministerrath zu bestimmen, und wenn dessen deßfällsige Anträge die Sanktion des Monarchen erhalten haben, dann hat der Kriegsminister lediglich für deren Ausführung zu sorgen."

Ist die Berichtigung auch keine offizielle, so ist sie doch höchst wahrscheinlich offiziös. Jedenfalls aber hat sie den Zweck, mangelhaft Unterrichtete darüber aufzuklären, daß der Kriegsminister nur die Rüstungen auszuführen, nicht aber anzuordnen hat.

Diese Berichtigung trägt das Datum vom 10. Mai. Es war also damals schon, wie jeder sich wird erinnern können, das Verlangen nach Rüstungen so wach und sprach sich so entschieden aus, daß man, wie schon gesagt, nöthig hielt, die Adresse, unter welcher das Publikum die Rüstungen zu fordern habe, deutlich anzugeben. Trotzdem aber wurde der Landtag Ende Mai einberufen und trat Herr von der Pfordten erst den 30. Mai mit seinen Rüstungsgedanken vor die Kammern.

Warum hat nun Herr von der Pfordten sein zu spät gesprochenes Wort dennoch nicht gehalten?

Warum suchte er durch eine erhöhte und konsequente Energie nicht seine Saumseligkeit so viel als möglich gut (?) zu machen? Oder repräsentiren die 50,000 Mann (Summa Summarum) nach Herrn von der Pfordtens Dafürhalten vielleicht die „ganze Kraft, die in ihm wohnt?"

Wenn auch die bayrische Armee in Wirklichkeit eine andere Ziffer erreicht als auf dem Papiere, auf welchem sich ganz prächtig 120,000*) Mann addiren lassen, so zählt sie doch immerhin mit den Reservisten gut 100,000 Mann. Außer diesen 100,000 Mann konnte man aber erwarten, daß Herr von der Pfordten auch zur

*) Diese Ziffer wird durch die neue Organisation, welche jetzt den Kammern zur Genehmigung vorgelegt wird, beträchtlich erhöht, und wird Bayern wohl seine 200,000 Mann, ohne Landwehr, stellen können.

Bildung von Freikorps schreiten werde, da er von der ganzen Kraft sprach, die in Bayern wohnt.

Vergleichen wir nun das, was geschah, mit seinen Worten, so liegt dazwischen eine tiefe Kluft.

Wir sehen eben in diesem gewaltigen Unterschiede zwischen Sprechen und Handeln deutlich jene zwei rothen Fäden, die so verhängnißvoll für Bayern und Deutschland sich fortspannen.

Herr von der Pfordten ist nämlich vor seiner Kühnheit, die ganze bayrische Kraft engagirt zu haben, dermaßen erschrocken, daß er dann weit weniger that, als derjenige gethan haben würde, der nur eine gerüstete Armee versprochen hätte.

Die Unschlüssigkeit und die halben Maßregeln, das sichtbare Bereuen eines unternommenen Schrittes verfehlten dann auch auf die Masse ihre schädlichen Wirkungen nicht. Einer der ersten Faktoren von jeder Unternehmung, das eigene Selbstvertrauen, wie das Selbstvertrauen des Volkes und sein Vertrauen zu der begonnenen Sache und solches zu den leitenden Kräften geht verloren und statt ihm reißt eine Zerfahrenheit ein, welche jede Opferbereitwilligkeit, jede Ausdauer, und nun gar erst eine Begeisterung unmöglich macht. Was hiedurch geschadet wird, ist ganz unübersehbar. Es sind hiemit schwere Klagen, die sich häufen, und die Verantwortung ist riesengroß.

Bedenkt man, wie oft auch nur eine ganz untergeordnete Person bei passender Gelegenheit Enormes leisten kann, wenn sie mit Vertrauen auf ihre Sache blickt und ihr die Begeisterung die allenfallsige Aufopferung erleichtert, so kann man aus dem Gegentheil entnehmen, wie außerordentlich geschadet wird, herrscht das Vertrauen und die Begeisterung zur guten Sache nicht.

Wie oft hörten wir im verflossenen Kriege klagen, daß dieses und jenes nicht geschehen, daß es hier und da gefehlt und nicht geklappt habe, während auf preußischer Seite alles mit einer bewunderungswürdigen Präzision durchgeführt worden sei.

Warum fügten sich die besetzten Distrikte Bayerns so auffallend schnell und erleichterten den Preußen ihr Vorrücken und ersparten ihnen so viele lästige und erschöpfende Vorsichtsmaßregeln? Einfach eben, weil keine Spur von einem Vertrauen in den Bürgern

war, denn sie fühlten und sahen, daß der Leiter der bayrischen Politik selbst keines habe.*)

So war es denn auch nur möglich, daß oft ganz schwache Patrouillen in größern Orten, ja selbst Städten die bekannten Requisitionen ausführen konnten.

Die Stadt Lohr z. B. wurde fort und fort von oft nur einige Mann zählenden Patrouillen gebrandschatzt, obgleich die nächsten bayrischen Truppen weit näher lagen als die preußischen Truppen, welche diese Patrouillen entsandten.

Wie oft wären Munitions- und Provianttransporte auf den Landstraßen wie auf dem Maine zu nehmen gewesen,**) wenn die Einwohner dieser Distrikte nur einiges Vertrauen gehabt hätten. Die Preußen gingen deßhalb auch mit einer Zuversicht und Sorglosigkeit zu Werke, welche eben nur durch die besprochene Zerfahrenheit bayrischer Seits möglich war.

Freiherr von der Pfordten und die politischen Konstellationen.

Wir wollen den Leser nicht mit einer weitläufigen Einleitung plagen, um so weniger, als der Stoff noch ein ganz neuer ist und lange genug in allen Blättern, so und so vielen Brochüren, dann auf dem Londoner Kongresse, wie in Versammlungen und fast allen Kammern Europas breit geschlagen wurde.

Wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir bestimmt annehmen, daß, als die preußische Regierung auf die Entwaffnung***)

*) Man lese den Brief des Herrn von der Pfordten an Herrn von Eise, der in der Augsburger Allgemeinen Zeitung angeführt wurde, und man wird die Bestätigung erhalten.

**) Diese Transporte waren ganz unglaublich schwach begleitet, denn sie hatten oft nur 12, dann auch oft nur 3 Mann Bedeckung.

***) Die österreichische Note, in welcher klar ausgesprochen wurde, daß der Kaiser nicht im entferntesten daran denke, aggressiv gegen Preußen vorzugehen, wurde am 18., und die preußische Note, welche auf Entwaffnung einging, am 21. April erlassen.

einging, dennoch nur wenige Menschen an den Frieden glaubten. Aber einige Tage darauf wurde selbst den Kleinpolitikern und Optimisten jeder Zweifel genommen, als Herr von Bismarck in seiner Note vom 28. April sein Befremden aussprach, daß Oesterreich nur in Böhmen und den angrenzenden Ländern, nicht aber in Italien entwaffnen wolle, und demnach die Entwaffnung Preußens von der allseitigen Desarmirung Oesterreichs abhängig machte.

Dieser Zeitpunkt bildet offenbar die weiteste Grenze,*) innerhalb welcher Friedenshoffnungen noch möglich waren; diese Grenze können wir jedoch nur den Kleinpolitikern und Optimisten gewähren, zu denen sich Herr von der Pfordten doch gewiß nicht rechnen will.

Die Keime zu dem jüngsten Kriege sind alter Natur; sie wurden durch die Wiener Verträge von den umsichtigen und kombinationskräftigen Feinden deutscher Macht in unsern staatlichen Organismus gelegt und schlugen dann auch bald ihre Wurzeln.**)

---

*) Die erlaubten Friedenshoffnungen werden nach anderer Ansicht sogar weit früher als unzuläßig erachtet und geben wir eine Stelle aus der Brochüre „Zum Verständniß der deutschen Frage", welche den 9. April als Grenze der Friedenshoffnungen bezeichnet: Am 27. April erließ darauf Graf Bismarck seine bekannte neue Zirkulardepesche über die Bundesreform, die durch die entschiedene Erklärung, die Bestimmung des Termins der Parlamentseröffnung vor Beginn der Regierungsverhandlungen über die Reformvorlagen sei der Kern des Antrags vom 9. April, auch dem Ungläubigsten klar machte, daß es auf eine friedliche Lösung durchaus nicht abgesehen, die Reformfrage für den Grafen Bismarck nicht ein Mittel für eine friedliche Ausgleichung, sondern nur ein Operationsobjekt für den Krieg sei.

Weiter heißt es in der Brochüre:

„Das auffallend zögernde Verhalten, welches Preußen wochenlang in dieser von ihm selbst angeregten Angelegenheit beobachtete und der zur Veröffentlichung des die deutschen Provinzen Oesterreichs aus Deutschland hinausdrängenden und die Mediatisirung der übrigen deutschen Staaten, namentlich im Norden, anstrebenden vollständigen Reformprojekts gewählte Zeitpunkt würden unerklärlich sein, wenn es überall auf eine friedliche Lösung der deutschen Frage im deutschen Interesse abgesehen, und nicht der Bruch mit dem bisherigen Bunde und Eroberungen in Deutschland der Zweck des ganzen Manövers gewesen wäre. Das preußische Reformprojekt vom 10. Juni ist zwar nicht die Veranlaßung zum Kriege, aber es ist das preußische Kriegsmanifest."

**) Gewiß haben es die Herren Diplomaten recht gut gemeint und frohlockten über ihren Scharfsinn, der Deutschland so geschwächt habe und niederhalten würde. Doch die Bestimmung der Völker (sie ist hie und da aufzuhalten, aber

Das allmählig erstarkende und entwicklungsfähige Preußen fühlte immer mehr den Anachronismus, der zwischen seiner Konsolidirung und den deutschen Bundesverhältnissen bestand. Es fühlte seine Prädestinirung, die ihm auf oft zudringliche Weise imputirt wurde, Deutschland auf eigene Faust zu realisiren, das heißt, Deutschland zu borussifiziren, durch Oesterreichs Gegengewicht und durch das natürliche Bestreben der andern Fürsten, nicht unter der Diktatur der Hohenzollern zu verschwinden, in Frage gestellt. Es seufzte unter der strammen Metternich'schen Stabilitätspolitik, welche schließlich doch nur ihm zu Gute kam, indem es sich der allgemeinen Stagnation so viel als möglich zu enthalten wußte, während vornehmlich Oesterreich stehen blieb, die Zeit aber weiter schritt.

Der preußischen Regierung wurde hieraus ein großes politisches Kapital, dessen richtige Verwerthung ihr aber bis zum heutigen Tage nicht gelang, weil sie dieses Kapital nicht in der Weise benützen wollte, für welche es doch nur allein bestimmt sein konnte.

Und trotz dem vermehrte sich stets dieses Kapital, nicht sowohl durch eigenes Verdienst als durch das große Verschulden des stagnativen Oesterreichs und seiner Trabanten.

Die Versperrung des intellektuellen Marktes und daher der Mangel des geistigen Umsatzes, der wieder den Mangel der Produktion in geistiger wie in materieller Hinsicht nach sich zog, auch die Hoffnungslosigkeit über die Entwicklungsfähigkeit dieser Staatengruppe führte Preußen immer größere Kapitalien zu.

Seit geraumer Zeit wurden wir daran gewöhnt, Berlin als den Zentralisationspunkt dieses Zuflusses zu betrachten, welcher stillschweigend als Metropole der rein geistigen wie politischen Thätigkeit erkannt wurde.

Leichter ist es einer Regierung nicht gemacht worden, als wie der preußischen, die hauptsächlich nur durch die Stagnation und

---

aufgehoben wird sie nie) ist dem Bereiche der grünen Tische entzogen und ein Volk, das in Wirklichkeit besteht, annullirt mit der Zeit jeden Vertrag, der zu seiner Schwächung gegeben wurde. Die deutsche Nation besteht aber in ihrer ganzen Kraft und wenn auch die Wege oft sonderbar sind, die eingeschlagen werden, um zur Vollgültigkeit zu gelangen, so führen sie doch zu ihr. Das Volk, das eine Mission hat, wird sie auch erfüllen.

die Fehler der andern Regierungen zu dem gelangte, was ihr wurde.

Sie spielte den Bedürfnissen ihres Volkes als auch den nationalen Bedürfnissen gegenüber, wenn es durchaus nothwendig war, die Rolle des Homöopathen, und es gelang.

Die Vertrauenslosigkeit, welche gegen die andern herrschte, wurde ihr gegenüber zum blinden Vertrauen. Ja noch mehr, die preußische Regierung mußte sich selbst ihrer Klienten erwehren, und es hieng allein nur von der Gelegenheit ab, auch ein Aspromonte in ihren Ehrenkranz flechten zu können.

Die preußische Regierung ergriff daher die stärksten Repressalien gegen den Nationalverein.

Der jetzige König von Preußen, der anno achtundvierzig seinem Bruder entschieden rieth, die deutsche Kaiserkrone nicht aus den Händen des Volkes anzunehmen, konnte unmöglich dem Treiben des Nationalvereins zusehen, das eine Wiederholung dieses Aktes in Aussicht stellte.

Den damaligen Prinzen von Preußen bewogen nicht die lauteren Gründe seines Bruders, die Krone auszuschlagen, sondern sein Widerwille gegen die Initiative des Volkes.

Obgleich man nun zu Genüge die Ansichten des früheren Prinzen, nun Königs von Preußen, kannte, so wurde es doch eine rein fixe Idee vieler Leute, daß das Heil nur von Preußen kommen könne. Sie baten, sie beschworen, sie sprachen und schrieben unendlich viel, sie waren unermüdet in ihren Bemühungen, den widerspenstigen Hohenzollern die Suprematie über Deutschland zu verschaffen.

Sie ließen sich desavouiren, verfolgen, verhöhnen. Sie trieben es eben wie Leute, die von einer fixen Idee befallen sind, oder wie alte Tanten, welche in ihrer Affenliebe jede Unbild ihrer Neffen oder Nichten mit einer stets lächelnden Hingebung ertragen und nie müde werden, ihre Protege's mit verklärten Augen zu betrachten.

Rein eckelhaft wie diese Vergötterung und bedauernswürdig wie dieser Verwöhnungsprozeß wurde für jeden unbefangenen Menschen das Treiben des Nationalvereins, der doch einmal wissen mußte, daß die preußische Regierung nur dann aggressiv in der deutschen Angelegenheit auftreten würde, wenn dem königlichen Regimente dadurch kein Abbruch erwüchse.

Dieß war aber selbstverständlich mit den moralischen Eroberungen nicht zu vereinigen. Erst nach der elften Stunde überkam doch manchen ein ernstes Bedenken, welches zu Spaltungen und dann zu einer förmlichen Trennung führte.

So entstand die Volkspartei.

Zuletzt löste sich der Verein in manchen Städten ganz auf.

Kaum war aber der letzte Kanonendonner verhallt, als von allen Orten wie durch eine Zauberformel der Nationalverein wieder aufblühte, wenn auch nicht unter seinem alten Namen, denn die Leute hatten etwas gelernt und konnten vergessen, so doch unter einem reglementsmäßigern.

Die Leute nennen sich jetzt kurzweg die Preußen. Diese Benennung ist jedenfalls deutlich und verleitet sie zu keinerlei Mißverständnissen.

Die preußische Regierung kannte eben diese Menschen und wußte, was sie vertragen können.

Warum sollte sie also Concessionen gewähren und ihrer Herrscherlust Eintrag thun?

Sie griff daher im äußersten Falle wieder zu ihrer Homöopathie und siehe, es gieng ganz vortrefflich.

Kehren wir von dieser unwillkürlichen Abschweifung zurück und sehen wir, wie Freiherr von der Pfordten sich den Gewitterwolken gegenüber benahm, die sich über Deutschland zusammenzogen.

Die preußische Regierung hielt sich seit ihrer Ollmützer Demüthigung ruhig schmollend hin und nur sondirend bis 1859. Hier gelang es zum ersten Male wieder, klarer und bestimmter hervorzutreten und den Standpunkt zu bezeichnen, der nun maßgebend werden sollte.

So wußte man denn so ziemlich allgemein, daß sich Preußen nun gesammelt habe und eine neue Zeit beginnen werde.

Besonders war es Graf Pourtales, der entschieden gegen Oesterreich in die Schranken trat. Das Reformprojekt gab Preußen, das unterdessen von Herrn von Bismarck gezügelt wurde, einen erhöhten Impuls, das nun praktisch zu bethätigen, was es bereits theoretisch ausgearbeitet hatte.

Das Reformprojekt wurde zurückgewiesen und dafür ein anderes aufgestellt, von dem man im Voraus wußte, daß es ein gleiches

Schicksal haben würde. Es war deßhalb auch leicht zu stellen oder wurde nur aus diesem Grunde gestellt.

Endlich kam nun der ersehnte Augenblick, eine Gelegenheit, die, richtig ergriffen, eine Menge anderer Gelegenheiten in Aussicht stellte.

König Friedrich VII. von Dänemark starb unerwartet am 15. November 1863 und am 16. November bestieg der bisherige Prinz Christian von Glücksburg unter dem Namen Christian IX. den dänischen Thron.

Die Bildung der nun gegebenen Verhältnisse, wie deren Verlauf können wir füglich übergehen, indem wir sie als vollkommen bekannt voraussetzen.

Oesterreich, dem es in der letzten Stunde nochmals anheimgestellt war, seinen deutschen Rivalen in arge Verlegenheit zu setzen, ließ auch diese prächtige Gelegenheit vorübergehen. Nie war man noch über eine Entschließung so höchlich erstaunt, als über diejenige des Wiener Kabinets.*)

Nie wurde ein gröberer Fehler begangen als der, den sich Oesterreich hier zu Schulden kommen ließ. Unbegreiflich, unfaßbar in jeder Beziehung.

Oesterreich, das vor Kurzem Deutschland konsolidiren wollte, durch Preußen aber gehindert ward, stellte sich nun auf die Seite Preußens gegen das übrige Deutschland.

Nicht allein, daß es gerade jetzt die beste Gelegenheit gehabt hätte, mit erhöhtem Nachdruck sich an die Spitze des außerpreußischen Deutschlands zu stellen, um deutsche Interessen einmal volksthümlich zu vertreten, so hätte ihm diese Politik auch in jeder nur denkbaren Hinsicht genützt.

Sein entgegengesetztes Handeln brachte denn auch sofort seine Wirkung hervor.

Es verlor durch seine „Vormachtspolitik“ die ihm noch übrig gebliebenen Sympathien und erregte ein nicht geringes Mißtrauen bei den übrigen deutschen Regierungen.

Das Gespenst der Theilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen gieng wieder über die Bühne. Oesterreich verscherzte also nicht allein die Gelegenheit, Preußen auf geraume Zeit zurück-

*) Der Friedensschluß zu Villafranka frappirte nicht so sehr.

zustoßen, sondern es verlor noch den Rest der Sympathie und erzeugte gerechtfertigtes Mißtrauen bei seinen Bundesgenossen.

Und weßhalb? fragen wir.

Weil es sich von der preußischen Regierung auf eine ganz unerhörte Weise düpiren ließ, indem ihm solche die Gefahren, welche aus der deutschen Agitation erwüchsen, mit den grellsten Farben vormalte.

Herr von Bismarck redete von weitgediehenen Verschwörungen gegen die Throne und fixirte dem verblüfften Oesterreich gegenüber das Bild einer social-politischen Revolution, welche mit einer Conföderativrepublik endigen würde.

Dieses Mittel schlug durch und Oesterreich verband sich mit Preußen — gegen die Revolution.

Der Kampf preußischer und österreichischer Waffen gegen Dänemark war in erster Linie ein Kreuzzug gegen die Agitation, denn diese sollte zur Verstummung gebracht werden.

Das war die Leimruthe, an welcher sich Graf Rechberg und sein Kaiser fangen ließen.

Noch am 16. August 1863 stellte sich die österreichische Regierung auf eine liberale Basis, berief den Fürstenkongreß behufs der Reorganisation des deutschen Bundes und am 18. Januar 1864 stellte es zwei Armeedivisionen unter das Kommando Preußens, um als „deutsche Vormacht" die bundesmäßige Thätigkeit zu negiren und die verwünschte Agitation, auf die es sich einige Monate früher berief, niederzudrücken.

Uebersieht man eine solche Tartarenpolitik und den gänzlichen Mangel jeder genialen Combination, so ist es wirklich nicht zu wundern, daß es mit dem Hause Habsburg-Lothringen abwärts geht.

Oesterreich holte im ächten Sinn des Worts für Preußen die Kastanien aus dem Feuer, um gleich darauf wegen seinem Antheil mit seinem Verbündeten in Händel zu gerathen, die denn am 14. August 1865 zu Gastein in der Weise beigelegt wurden, daß es Preußen freistand, zu jeder ihm passenden Zeit neue anzufangen.

Oesterreich erhielt Holstein, Preußen Schleswig und somit konnte Herr von Bismarck wieder einen Schritt weiter gehen.*)

*) Oesterreich ließ sich auch noch den unverzeihlichen Fehler zu Schulden kommen, Lauenburg käuflich an Preußen abzutreten, wodurch es sich einen höchst peinlichen Präcedenzfall schuf.

An ein Halten Holsteins war seiner entfernten Lage wie seiner Unzulänglichkeit nach nicht zu denken. Schleswig-Holstein lag in der Machtsphäre Preußens und jeder Konflikt mit diesem erforderte entweder unverhältnißmäßige Anstrengungen oder die Räumung Holsteins.

Was vorausgesehen und sattsam vorausgesagt wurde, traf dann auch ein und die Brigade Kalik verließ den Norden*) Deutschlands.

Uebersehen wir jetzt unbefangen diese Hergänge, fassen wir ferner in's Auge, daß der Verfassungsstreit in Preußen bereits einen chronischen Charakter angenommen hatte und eine Ableitung der Interessen nach Außen, sowie eine Anstachlung des Großmachtdünkels preußischer Kammerhelden sehr nahe lag, sofern die Regierung von ihrem eingenommenen Standpunkt nicht lassen wollte, und ziehen wir ferner in Erwägung, daß der Regierung ein Mann vorstand, der Oesterreich wie die Bundesverhältnisse persönlich haßte und das Großpreußenthum förmlich personifizirte, so sind nur drei Fälle möglich, die Herrn von der Pfordten's unglückliche Politik veranlaßen konnten.

Entweder war er Ignorant genug, die Verhältnisse nicht gehörig zu würdigen, oder er war auch eingebildet genug, zu glauben, er könne durch Bayerns Vermittlung Preußens langgehegte Pläne, die nun gereift waren, durch doktrinäre Noten vereiteln oder Herr von der Pfordten wußte nicht, auf welche Seite er schließlich treten sollte.

Wir nehmen, so lange sich Preußen noch im Bunde befand, den zweiten Fall, nach seinem Austritte (14. Juni) den dritten Fall an.

Herr von der Pfordten erschrack über die entschiedene Haltung Preußens, dessen Minister nicht wie er an Velleitäten kränkelte.

Die Würfel waren nun gefallen, doch wie stand Bayern dieser Entscheidung gegenüber?

Unvorbereitet in jeder Beziehung.

Das ist die Antwort, die zugleich das unerbittliche Urtheil über Herrn von der Pfordten involvirt.

---

*) Es lag damals in der Absicht Oesterreichs, diese Brigade in Hannover zur Verstärkung der hannoveranischen Armee zu lassen, was aber von Seite Hannovers zu seinem Unglück abgeschlagen wurde.

So ließ er trotz der augenscheinlichsten Rüstungen Preußens eine lange, kostbare Zeit vorübergehen, bis auch er endlich zu den Rüstungen schritt. Die Mähre, die man später in München eifrigst kolportirte, nach welcher König Ludwig II. auf alle Vorstellungen Pfordtens, daß auch Bayern rüsten müsse, geantwortet habe, „er wolle Frieden und keinen Krieg", glauben wir deshalb nicht, weil sie uns von einer Seite ausgesprengt schien, welche noch weit mehr in dieser Art leistete.*)

Hätte der König trotz den dringendsten und eingehendsten Vorstellungen dennoch jene Antwort ertheilt, so hätte einfach Herr von der Pfordten erklären müssen, daß er unter diesen Verhältnissen nicht länger Minister bleiben könne.

---

*) Nicht ohne tiefste Entrüstung konnte man im Juni und auch später Geschichten anhören, die, wie nun erwiesen (wir kennen diese Clique schon zur Genüge), alle aus einer Fabrik kamen. Die Parole war: Er muß abdanken, regieren darf er nicht mehr.

Um dieses zu bewerkstelligen, wurde dem König vorgespiegelt, er sei bei seinem Volke verhaßt, wodurch man wirklich bezweckte, daß sich der König immer mehr zurückzog. Dieses Zurückziehen aber benützte man gleich wieder als Mittel, um auf das Volk einzuwirken. Schriftlich wie mündlich wurde es aufgereizt und ihm mundgerecht gemacht, der König wolle nichts von ihm wissen, habe überhaupt keinen Sinn und keine Lust zum Regieren.

Wie schon erwähnt, wurden die niederträchtigsten Lügen und Entstellungen ausgesprengt und erzeugte man dadurch wirklich eine keineswegs günstige Stimmung.

Man hoffte durch dieses schändliche Doppelspiel dem König die Regierung dermaßen zu verleiden, daß er gerne zum Abdanken seine Zuflucht nehmen würde. Nun hat aber die jüngste Rundreise den edlen Monarchen von dem Gegentheil überzeugt und hat er das Bewußtsein mitgenommen, daß seine Bürger ihn wahrhaft verehren und lieben. Diese Rundreise war daher ein harter Schlag für die Coterie, welche sich so eifrig bemühte, Mißtrauen und noch weit Aergeres zwischen König und Volk zu säen. Der frühere Minister des Innern, Herr von Neumayer, hat seinem Monarchen wie dem Lande einen wesentlichen Dienst geleistet, indem er dem König rieth, die Rundreise doch ja zu unternehmen.

Es mögen ihm die Erinnerungen, die sich an diese Reise knüpfen, trotz den Strapatzen, die doppelt empfindlich für seine angegriffene Gesundheit waren, eine sehr erhebende Beruhigung gewähren und bedauern wir nur, die Thätigkeit dieses Mannes abermals durch seine Kränklichkeit eingestellt zu sehen. Herr von Neumayer war ein Staatsdiener im ächten Sinn des Wortes.

Hat aber der Herr von der Pfordten den König dazu gebracht, Herrn von Bismarck den Hubertus-Orden zu verleihen, so hätte er ihn auch rechtzeitig zu energischen Rüstungen geneigt machen können.

Da aber Herr von der Pfordten seine Demission nicht eingereicht hat, noch die Rüstungen rechtzeitig erfolgt sind, so liegt die Schuld offenbar an dem Herrn Minister und haben die Bürger ihn allein verantwortlich zu machen.

Wir wissen aber noch anderes; nämlich, daß der König seiner Zeit entschlossen war, nicht allein die Armee zu rüsten, sondern auch eine geregelte allgemeine Volksbewaffnung anzuordnen.

Herr von der Pfordten fühlte bei dieser Eröffnung einen förmlichen Schauer und wurde es ihm endlich mit Hülfe verschiedener Einflüsse möglich, den Plan des rationell denkenden Königs zu vereiteln, obgleich die königliche Idee die allein korrekte war und als vollkommen opportun angesehen werden mußte.

Kein Preuße hätte Bayerns Boden je betreten, wäre des jugendlichen Königs Idee zur Ausführung gekommen.

Um so mehr Verantwortung häuft sich auf den Minister des Aeußern, der, statt die Vorzüge des Monarchen zum Gesammtwohle zu verwerthen, sie mehr als unbenützt ließ.

Das Verschulden, das die bayerische Regierung begieng, lastet denn auch nicht minder im proportionellen Maße auf den andern deutschen Regierungen.

In der Nichtaufbietung der allgemeinen Volkskraft lag der verhängnißvolle Fehler der Regierungen, die ihn deßhalb begangen, um dem deutschen Volke keine Concessionen machen zu müssen. Die Nemesis folgte auf eine rapide Weise diesem engherzigen Fehler, denn die Geschichte führte hier ein Exempel der Mit- und Nachwelt vor Augen, welches wiederum beweist, daß der Monarch nur durch sein Volk das sein kann, was er oft thörichter Weise durch andere Art zu interpretiren sucht.

Die Regierungstheorien, welche nur das einseitige persönliche Interesse des Herrschers als Axiom ihrer Politik zu erkennen vermögen, werden stets zu Schanden werden, und sind solche Regierungen jetzt nur noch eine Frage der Zeit, welche nicht lange mehr auf ihren Schluß warten lassen wird.

So stützten sich die deutschen Fürsten auf einen Bruchtheil der Volkskraft, statt die gesammte Kraft anzurufen; und dieser Fehler, der bei ihnen förmlich incarnirt war, wurde ihr Untergang.

Wir machen hier noch auf einen andern Umstand aufmerksam, welcher, die materiellen Erfolge abgerechnet, auch in entschiedenster Weise in moralischer Hinsicht von größter Bedeutung gewesen wäre.

Wären außer den regulären Truppen noch an 100,000 Mann Freitruppen aufgestellt gewesen und wäre dann das Resultat auch wie das jetzige ausgefallen, so hätte Herr von Bismarck doch nicht vermocht, sich auf die preußische Sympathie der eroberten Länder zu berufen. Die allgemein beliebte Phrase, „man führe nur mit der Regierung Krieg,“ hätte allen Boden verloren gehabt. Diese Unterlassungssünde wiegt also doppelt schwer für die Regierungen.

Obgleich nun Herr von der Pfordten, seiner Zeit Professor in Leipzig, mit Robert Blums Leichenbegängniß gieng, so bemerkte man doch bei ihm, seitdem er Minister in Sachsen und dann in Bayern geworden, eine auffallende Veränderung.

Seine Konstitution zeigte sich ganz geändert und er war nun ein Feind der leisesten Andeutung derjenigen Grundsätze, für welche Blum erschossen wurde. Tempora mutantur.

Ein Minister ist eben kein Professor mehr oder der Professor ist eben Minister geworden.

Die Zeit, welche erforderlich war, die bayerische Armee kriegsbereit zu machen, wurde durch Herrn von der Pfordtens Friedensillusionen und durch seine Schwäche, stets den Vermittler spielen zu wollen, versäumt. Seine starke Selbstüberschätzung trug nicht wenig dazu bei. Der damalige bayerische Kriegsminister, den gewiß Niemand für ein Organisationsgenie, noch für einen energischen Mann halten wird,*) soll dennoch von Herrn von der Pfordten in seiner Rüstungsthätigkeit verhindert worden sein, indem Letzterer ihn dringend gebeten haben soll, mit der Formirung der vierten Bataillone noch zu warten, da er (Pfordten) sonst seine Politik Preußen gegenüber nicht mit Erfolg betreiben könne.

---

*) Man erzählte sich, der Kriegsminister habe nach seiner Krankheit, als er das Portefeuille wieder übernommen, zu den Offizieren und Beamten des Ministeriums gesagt: Jetzt heißt es aber sparen, daß wir die 31,000,000 nicht zu schnell brauchen. (Das von den Kammern bewilligte außerordentliche Budget).

Wir geben diese Nachricht mit Vorbehalt und verweisen dabei auf den bereits vorn berührten Artikel der Allgemeinen Zeitung, aus welchem hervorgeht, daß der Kriegsminister ohne den Willen des Ministers des Aeußern zu gar keinen Rüstungen schreiten kann. Wir geben diese Nachricht hier auch nur aus dem Grunde, um zu konstatiren, wie das Publikum damals schon sich Mühe gab, den Schuldigen zu finden.

Mag dem auch sein wie ihm wolle, so steht fest, daß die ersten Bedingungen, Krieg zu führen, in einer vollkommen gerüsteten Armee zu suchen sind, und daß es ferner bei einem so schleppenden Gange der politischen Verhältnisse, wie auch bei der bestimmten Aussicht, welche sie boten, es doppelt von dem Leiter der bayerischen Politik gefehlt war, Bayerns Frieden unter solchen Konjunkturen Preis zu geben.

Zu diesen Umständen gehört auch die unverzeihliche Nachlässigkeit des Herrn von der Pfordten, sich nicht auf die eingehendste Weise über die Schlagfertigkeit der österreichischen Armee erkundigt zu haben. Als schon das Separatbündniß mit Oesterreich abgeschlossen war, wurde erst Generallieutenant von der Tann zu Benedek beordert, um sich zu orientiren.*)

Warum geschah dieses nicht vor dem Bündniß? Und warum wurde überhaupt dieses Bündniß eingegangen?

Sicher trug es der bayerischen Politik kein Vertrauen ein, das doch so nothwendig war.

Wenn aber doch ein besonderes Bündniß trotz dem Bunde nöthig (?) erschien, so hätte es unbedingt auf alle alliirten Regierungen ausgedehnt werden müssen.

Der Partikularismus ist dem Herrn von der Pfordten aber einmal schon so zur zweiten Natur geworden, daß sich bei jeder Thätigkeit dieses Herrn seine Spuren zeigen.

---

*) Als General von der Tann von seiner Reise aus Oesterreich zurückkam und vom Prinz Karl empfangen und gefragt wurde, wie er die militärischen Verhältnisse Oesterreichs fände, soll er geantwortet haben: „Königliche Hoheit, Oesterreich ist nicht gerüstet."

Wir geben diese Anmerkungen natürlich mit dem Bemerken, sie nicht verbürgen zu wollen, obgleich wir sie keineswegs dem öffentlichen Klatsche entnommen, sondern ihre Quellen eine vollkommene Beachtung verdienen.

Auch die hannoverische Episode war sicher nicht gegen den Willen des Herrn von der Pfordten, erklärte er doch schon früher, daß er Hannover nicht werde halten können, da es in der Machtsphäre Preußens liege. Die Kapitulation der Hannoveraner überhob ihn eben mancher Mühe und mancher Verlegenheit. Schon damals zeigte es sich deutlich, daß der zur Gewißheit gewordene Krieg sehr durch die Rücksichten erschwert werden würde, welche der bayerische Ministerpräsident Preußen schuldig zu sein glaubte. Und so trat denn Bayern unter den traurigsten Auspizien in den Krieg.

Im höchsten Grade mangelhaft gerüstet und mit dem Willen, seinen Feind zu schonen und auf keinen Fall zu reizen.

Aber wozu alsdann der Krieg überhaupt? Die Antwort ist unzweifelhaft diese:

Herr von der Pfordten, durch die Abstimmung Bayerns am Bunde mit den andern Regierungen gegen Preußen vereinigt, wurde dadurch gegen seinen Willen dem Kriege immer näher gebracht, und als die Konsequenzen des ganz unkorrekten Verfahrens*) der Majorität der Bundesversammlung endlich den Krieg ausbrechen ließen, wollte Herr von der Pfordten Preußen nicht als Feind, Oesterreich aber als Freund erhalten.

Dieses Räthsel der Sphinx zu lösen dachte nun Herr von der Pfordten dadurch zu ermöglichen, daß er zwar mit Oesterreich gegen Preußen stimmen ließ, diesem aber dann nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er nur höchst widerstrebend sich den Konsequenzen dieser Abstimmung unterziehe, jedenfalls aber Preußen einen rücksichtsvollen Gegner in ihm finden werde. Als Beweis sollten zuerst und nachträglich dienen: Bayerns lange Enthaltsamkeit in Betreff der Rüstungen,**) Bayerns Zulassung der hannoverischen Episode, Bayerns rücksichtsvolles Auftreten im feindlichen Lande, Bayerns Schonung der preußischen Gewehrfabriken von Suhl, Bayerns Kriegs-

*) Wir werden auf den Fehler, der so schwere Folgen haben sollte, noch ausführlicher zurückkommen und sei hier nur erwähnt, daß durch die Vormachtspolitik der beiden Mächte der Bund vollkommen ignorirt wurde und er nun seinerseits die Händel dieser beiden Regierungen gleichfalls ignoriren konnte, d. h. sich neutral hätte halten können.

**) Wurde ja doch Bayern dafür in dem Organ des Herrn von Bismarck sehr gelobt und es rühmend gegenüber Württemberg und Sachsen hervorgehoben.

taktik im Allgemeinen und endlich möglichst schnelle Verleihung des königlichen Hausordens an Herrn von Bismarck.

Nun, wenn trotz alledem der preußische Premier nicht Willens war, anzunehmen, daß Herr von der Pfordten Preußen nicht als ernsten Feind erhalten wollte, so mußte er schon besonders darauf erpicht gewesen sein, Bayern als grimmigen Feind zu betrachten.

Die Schuld Herr von der Pfordten's ist es daher sicher nicht, denn er hat wirklich das Möglichste, eventuell sogar das **Unmögliche geleistet**, um Herrn von Bismarck günstig zu stimmen. Aber dieser preußische Minister gehört eben zu den begriffsstützigen oder zu den undankbarsten Menschen, sonst hätte er in Bezugnahme der schüchternen Beweise der Entente Cordiale, die ihm Herr von der Pfordten gab, schon mehr mit sich handeln lassen dürfen.

Diese dreißig Millionen Kriegsentschädigung sind eben doch gar viel gewesen und spürt der Bürger diese Lücke nur zu sehr.

Nach anderer Leseart hat zwar Herr von Bismarck Bayern doch wesentliche Dienste gethan, denn Wilhelm der Eroberer wie namentlich der sehr geistreiche, moderne Prinz Eugen (Prinz Friedrich Karl) sollen auf umfangreichen Gebietsabtretungen bestanden haben. (Ansbach, Bayreuth und später statt diesen Objekten Kissingen und Aschaffenburg.)

Der König Wilhelm ließ sich endlich durch Herrn von Bismarck bewegen, nachzugeben, während der moderne Prinz Eugen*) betheuerte, er würde sein Schwert zerbrechen, käme Ansbach und Bayreuth nicht wieder zur Krone Preußen.

Wenn diese Leseart nun wirklich begründet ist, so ist es sehr traurig und muß es nach Anlegung des gewöhnlichen Maßstabes höchst demüthigend für Herrn von der Pfordten gewesen sein, das Endresultat seiner Politik von der Gunst des Herrn von Bismarck abhängig zu sehen. Die Stellung des bayerischen Ministers in Berlin war eine höchst penible, denn es fehlte ihm der edle und achtunggebietende Stolz eines Besiegten.

*) Prinz Friedrich Karl erhielt großen Geschmack an Requisitionen; so sah er eines Tages bei einem Posthalter einen Wagen, der ihm besonders gefiel und fragte, was er kosten sollte. Als der Posthalter die Summe von 600 Gulden nannte, fuhr der Prinz entrüstet auf und erwiderte: Was? — das Volk will auch noch betrügen? zu einem Adjutanten gewendet fuhr er fort: Geben Sie ihm 120 Thaler, der Wagen ist mein.

Wir gelangen zu dem letzten Punkte in diesem Kapitel, zu den wiederholten Propositionen Preußens, Bayern solle entwaffnen und sich neutral halten, wofür ihm die Führerschaft der süddeutschen Staatengruppe gewährleistet wurde.

Dem Nachkommen dieser Aufforderung standen nun sachliche und ideelle Bedenken entgegen.

Sachlich stand entgegen, daß Oesterreich vielleicht doch noch nach Herbeiziehen seiner italienischen Armee Preußen schlagen könne und sich dann für Bayerns Treulosigkeit rächen möchte.

Auch kann man den unglücklichen Separatvertrag als sachliches Hinderniß nehmen, obgleich diese Rücksicht stark mit ideellen Bedenken gemischt ist. Schließe ich als Staatsmann einen Vertrag mit einem andern Staate und wird dieser ohnmächtig, so daß ich ihm selbst durch Einhaltung des Vertrages nichts nützen kann,*) mir aber, respektive dem Staate, dem ich vorstehe, durch die möglichste Erfüllung des Bündnisses gleichfalls schaden würde, so wäre es thöricht, noch an diesem Vertrage zu halten.

Daß aber Bayern das in die Kniee gesunkene Oesterreich Preußen gegenüber nicht aufrichten konnte, das wird doch wohl Herr von der Pfordten auch geglaubt haben.

Zu den ideellen Bedenken gehört auch das Bundesverhältniß, in dem Bayern noch zu den übrigen Regierungen stand.

Das wahre Motiv, durch welches Herr von der Pfordten die preußischen Propositionen ablehnte, ist in seinen Velleitäten zu suchen, welche durch seine ganze Politik spielen.

Durch die Ablehnung sicherte er sich nach seiner Meinung Oesterreich, das doch noch siegen konnte, und dachte, daß in einem entgegengesetzten Falle er schon im Verlaufe des Krieges Gelegenheiten finden würde, durch seine politischen Anordnungen und Einsprachen Preußen zu beweisen, daß er doch der Alte geblieben sei und es im Grunde genommen ja doch nicht so schlimm meine.

*) Wie es hier faktisch der Fall war.

Die unnöthige Theilnahme der Bundesglieder an dem österreichisch-preußischen Konflikt.

Die Theilnahme, welche die übrigen Bundesglieder an den österreichisch-preußischen Händeln nahmen, ist eine Thatsache, deren Unzulässigkeit auffallend wenig zur Sprache kam. Und doch ist nach unserm Erachten über diese inkorrekte Theilnahme viel zu sagen und können positive Punkte festgestellt werden, welche dieses Urtheil begründen und die Richtigkeit desselben über allen Zweifel erheben.

Da Oesterreich und Preußen als sogenannte Vormächte in Schleswig ihre Truppen einrücken ließen, bezeichneten sie die Thätigkeit des Bundes nur für Holstein als zuläßig. Kurz darauf fand jedoch Preußen Gelegenheit, mit den Instruktionen der Bundestruppen (Hannoveraner und Sachsen unter dem Oberbefehl des sächsischen Generals von Hacke, welcher zum Bundesgeneral ernannt und als solcher beeidigt war) unzufrieden zu sein, und entstand daraus die Rendsburger Affaire als Präludium des gänzlichen Rückzugs der Bundestruppen.

Oesterreich und Preußen nahmen die Angelegenheit allein in die Hand und man wußte z. B. sehr genau, daß der Bund auf der Londoner Konferenz, die im Juni stattfand, seine Vertretung hauptsächlich französischem Einflusse zu danken hatte.*) In dem Friedensvertrage, der am 30. Oktober 1864 zu Wien abgeschlossen wurde, war von dem Bunde in keiner Weise die Rede.

Der erste und Hauptartikel lautete: Sr. Majestät der König von Dänemark entsagt allen seinen Rechten auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten J. J. M. M. des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen, indem er sich verpflichtet, die Dispositionen anzuerkennen, welche die genannten Majestäten in Bezug auf diese Herzogthümer treffen werden.

Die schon erwähnte Uneinigkeit der beiden deutschen Vormächte führten zum Gasteiner Vertrag, den sie am 14. August 1865 abschlossen. In diesem Vertrage ist wieder von den Rechten des

*) Herr von Beust als Gesandter des Bundes hatte eine sehr schwierige Stellung, welcher er jedoch vermöge seiner großen Routine und seines bekannten staatsmännischen Taktes vollkommen entsprach.

Bundes keine Rede, denn es heißt u. A. in demselben: „Ihre Majestäten sind deßhalb zu dem Entschluß gelangt, die ihnen aus dem Artikel 3 des Friedensvertrages vom 30. Oktober 1864 zufließenden Rechte fortan nicht mehr gemeinsam auszuüben, sondern bis auf weitere Vereinbarung die Ausübung derselben geographisch zu theilen."

Der Bund wurde also fortwährend von den beiden Mächten als nicht kompetent angesehen, die Herzogthümerfrage zu regeln und zu entscheiden; denn die Souveränetätsrechte besaßen ja Oesterreich und Preußen, demzufolge übten die beiden Staaten die Souveränetät zuerst vereint, dann getrennt aus.

Es geht daraus klar hervor, daß Oesterreich und Preußen durch ihre besondere Allianz*) sich als Großmächte außerhalb des Bundes stellten und folglich auch alle Konsequenzen und Folgen, welche aus dieser Allianz entstanden, unter sich zum Austrage zu bringen gehabt hätten.

Haben sie den Krieg gemeinschaftlich geführt, den Frieden zu Wien und die Konvention zu Gastein für sich abgeschlossen, ohne den Bund zu betheiligen, so brauchte sich nun auch der Bund nicht um die Händel zu bekümmern, welche dieser Zankapfel, d. h. das eigenmächtige Vorgehen beider Mächte hervorgerufen.

Es war daher wahrhaft naiv von der österreichischen Regierung, als sie den 11. Juni den Antrag auf Mobilisirung sämmtlicher außerpreußischer Bundesarmeekorps beim Bunde einbrachte, weil — — — — Preußen Holstein besetzt habe und sie somit die Gasteiner Konvention für gebrochen ansehen müsse.

Die Gasteiner Konvention ging aber den Bund, wie wir gesehen haben, in keiner Weise etwas an, so wenig als überhaupt die Konsequenzen der Vormachts-Politik, zum Schaden oder Nutzen dieser Regierungen, so lange das Ausland sich fern hielt.

Nun, da sich Oesterreich keinen Rath mehr wußte, und die Strafe für sein unkluges und bundesbrüchiges Handeln es treffen sollte, kam es zum Bunde zurück, um nun auch diesen mit hinein zu ziehen.

Diese Handlungsweise ist aber namentlich für eine Großmacht entwürdigend und stand Oesterreich in unsern Augen nun wenig-

*) Diese konnte gar nicht geschlossen werden, ohne sich außerhalb des Bundes zu stellen, ohne seine Kompetenz zu negiren.

stens gerade so gedemüthigt da, als seiner Zeit Preußen, als es zu Olmütz verhandelte.

War es von Oesterreich naiv, sich jetzt an den Bund zu wenden, so war es vom Bunde geradezu fehlerhaft und unbegreiflich kurzsichtig, sich in diesen Streit hineinziehen zu lassen.

Er gerieth dadurch offenbar in vollsten Widerspruch zu dem Standpunkte, den er vermöge der Politik der Vormächte einnehmen sollte.

Wie konnte er gegen Preußen in einer Streitfrage auftreten, welche ihm bisher fremd war? um so mehr aber, als Oesterreich und Preußen es waren, welche ihm diese Frage aus seiner Hand genommen, indem sie seine Kompetenz bestritten?

Das einzig korrekte Verfahren des Bundes wäre gewesen, sich für neutral zu erklären, da ihm die preußisch-österreichischen Differenzen als solche erscheinen sollten, welche benannte Staaten unter sich zu schlichten hätten.

Dieser Erklärung hätte dann Mobilisirung der vier Bundesarmeekorps folgen müssen, welche jene Staaten zu stellen gehabt haben.

Auf diese Weise hätte es nur zu einem Duell zwischen Preußen und Oesterreich geführt.

Allerdings hätte der Bund mit dieser eventuellen Erklärung nicht bis zum 11. Juni warten dürfen, sondern wenigstens solche vor sechs Wochen abgeben müssen, als es noch Zeit war, den Standpunkt der Neutralität mit voraussichtlichem Erfolge behaupten zu können.

Preußen hätte dem Bunde nur danken können, Oesterreich aber hatte durch seine Vormachtspolitik in dieser Angelegenheit seine Rechte verscherzt und mußte auf sich angewiesen bleiben.

Aus dieser Zusammenstellung sehen wir, daß die Herren Minister der äußern Angelegenheiten der verschiedenen Staaten sich keinenfalls unbefangen benahmen, und daß der Bundestag sich schließlich noch einen argen Fehler zu Schulden kommen ließ.

Zwar ist die Anfangs allgemein verbreitete Auffassung falsch, daß der Bundestag den österreichischen Antrag angenommen habe, da er nicht diesen, sondern einen bayrischen annahm, nach welchem

die vier Armeekorps mobil gemacht werden sollten, welche die deutschen Bundesstaaten, mit Ausschluß von Oesterreich und Preußen, zu stellen hatten.

Motivirt wurde dieser Antrag durch die zunehmenden Rüstungen Oesterreichs und Preußens, weßhalb vom Bunde aus Vorsichtsmaßregeln zur Erhaltung des Bundesfriedens zu treffen seien. Dieser Beschluß hatte zwei Fehler. Erstens kam er überhaupt viel zu spät, und zweitens ging er der Sache nicht auf den Grund.

Die Neutralität des Bundes mußte bestimmt und deutlich ausgesprochen werden, damit Oesterreich wie Preußen sie als Faktum betrachten konnten.

Herr von der Pfordten während des Krieges.

Die Politik, welche von Velleitäten strotzte, lastete denn auch gleich einem Alp auf solchen Offizieren der bayrischen Armee, welche sich um etwas mehr als um vage Unterhaltungen kümmerten und denen ihre technische wie allgemeine Ausbildung Hauptsache*) war.

*) Leider befinden sich auch in der bayrischen Armee Offiziere, welche Alles erreicht zu haben glauben, weil sie das Porte-épée nun tragen. Viel Schuld an dem Schlaraffenleben dieser Herren trägt die pedantische Handhabung des Avancements, welches namentlich in den subalternen Klassen strikte nach der Anciennetät zu geschehen pflegt, und ferner der Mangel von Prüfungen vor der Beförderung. Die Prüfungen, welchen erst der Major enthoben sein sollte, bieten ein vortreffliches Korrektiv bei den Avancements und sind durch sie alle Offiziere gezwungen, sich weiter auszubilden, wenn sie auf Beförderung Anspruch machen wollen.

Diejenigen Offiziere, die nun den wachsenden Ansprüchen einer höhern Charge nicht entsprechen, können deßhalb doch recht gute und tüchtige Soldaten sein, und die Stellung, in welcher sie sich befinden, zum Nutzen des Dienstes ausfüllen. Auf diese Art würde die bayrische Armee sogenannte Troupiers erhalten, welche der französischen Armee ihre Diensttüchtigkeit vorzüglich verleihen. Diese Offiziere können sich dann auch durchaus nicht zurückgesetzt fühlen, da der Grund, daß sie nicht zu Stabsoffizieren befördert wurden, an ihnen selber liegt.

Auf der andern Seite bieten aber die Prüfungen den außerordentlichen Vortheil, daß die höhern Chargen mit jüngern und intelligentern Offizieren besetzt werden können, deren geistige und körperliche Spannkraft noch nicht durch die Monotonie des unteren Dienstes erschlafft ist.

Solche befanden sich in dem Lager und in den Kantonnements bei Schweinfurt in einer keineswegs vertrauensvollen Stimmung; jeder that zwar seine Pflicht, aber die Zuversicht, der große moralische Faktor, war bei diesen Offizieren sehr gering. Theils durch eigene einfache aber gesunde Ueberlegungen, theils durch das instinktive Gefühl bemächtigte sich der Truppe eine charakteristische Unbehaglichkeit, welche aus tausend Aeußerungen hervorgieng und frappiren mußte. Bei den höheren Offizieren*) und solchen der

---

Wie viele Stabsoffiziere erblickt man leider oft, welche aus Mangel einer höhern Intelligenz sich mit ihrer ganzen noch übrig gebliebenen Energie auf den sogenannten Kamaschendienst werfen, der erschlafft und abstumpft. Viele dieser Herren Stabsoffiziere verschmähen es nicht, nochmal den Hauptmann oder Rittmeister zu spielen, wodurch sie nur die Thätigkeit der betreffenden Kommandanten, sicher aber nicht zum Frommen des Dienstes alteriren. Die kleinlichen Chikanen, Quälereien und die oft ganz unnöthige Pedanterie würden bei jungen und intelligenten Stabsoffizieren sicher verschwinden, da sich diesen von selbst ein ganz anderer Wirkungskreis öffnet. Wir können daher nur dringend zu den Prüfungen rathen, die natürlich gewissenhaft und rationell durchgeführt werden müssen, wenn auch die Bahnhöfe, die Straßen, die Kaffee's und Bierhäuser dadurch etwas leerer werden.

Trifft man dann in einigen Jahren in solchen Etablissements Offiziere an, so wird man auch andere Unterhaltungsthemas finden, als sie jetzt wenigstens im Allgemeinen en-vogue sind. Mit der höhern Bildung werden der Geschmack und die Passionen geläutert und das Urtheilsvermögen geschärft; also nur die Prüfungen bis zum Major eingeführt und auf ein würdevolles Benehmen gesehen, denn die Armee darf keine Versorgungsanstalt sein und der burschikose wie der gewisse blasirte hochmüthige Ton, welcher doch nicht im Stande ist, die innere Leere und Armuth zu verdecken, ist ein für allemal der Offiziere unwürdig. Der Erste gehört in das Bereich der flotten Burschen, der Zweite aber ist unveräußerliches Gemeingut der bekannten Jeunesse-dorée.

*) Und doch ahnten die Herren noch nicht, in welchem Grade die Politik des Herrn von der Pfordten auf die Kriegsführung einwirkte. So wissen wir z. B. aus der zuverlässigsten Quelle, die es geben kann, daß eines Morgens (es war am 28. Juli, am Tage nach dem Bombardement von Würzburg), als es noch dunkel war und die elende Bauernstube nothdürftig durch Talglicht erleuchtet wurde, ein höherer Offizier im Beisein zweier Personen äußerte: Ich wäre froh, wenn es schon aus wäre, nachher will ich aber eine Relation schreiben; worauf ihm einer derselben erwiderte: das wäre nicht allein von großem Interesse, sondern ..... sind es wirklich sich und der ..... schuldig, daß Sie es thun. Ungefähr sechs Tage später, es war bereits der Waffenstillstand eingetreten, äußerte derselbe Offizier, als man ihm zur Verleihung eines

Brigade- und Divisionsstäbe, namentlich aber im Hauptquartier lastete mit voller Wucht die Pfordten'sche Politik.

Was für eine Stellung nahm der Höchstkommandirende, was für eine der Generalstabschef einer Armee ein, welche zum Werkzeug einer Pfordten'schen Politik verurtheilt wurden?

Unbegreiflich ist es von der Presse, wie auch von dem Publikum, daß an dieses Verhältniß nicht eingehender gedacht wurde.

Man packte diejenigen, die auf uns fielen, nicht aber denjenigen, der sie zum Fallen brachte.

So ergieng sich ein Theil der Blätter auf eine wahrhaft cynische Weise über den Prinzen Karl und Generallieutenant von der Tann.

Eine Fluth von Preßerzeugnissen wüthete gegen beide Männer, die für alles verantwortlich gemacht wurden. Diese kurzsichtigen Schreier und gebornen Professoren der Taktik und Strategie, diese Zukunftsretter bayerischer Waffenehre vermochten eben nicht umzusehen, in welchem Grade die Politik des Herrn von der Pfordten die Pläne und Dispositionen des Hauptquartiers alteriren und wie sie überhaupt auf die Basis der Kriegsführung einwirken mußte.

Man führe einmal Krieg, in welchem man den Gegner absolut schonen und nicht reizen soll, in welchem gewissermaßen eine diplomatische Courtoisie als Richtschnur empfohlen wird.

Was man dem Prinzen Karl und dem General von der Tann zum Vorwurf machen darf, ist, daß sie unter den obwaltenden Ver-

---

hohen Ordens gratulirte: Was die Kriegsführung anbelangt, meine Herren, so war sie durchaus keine schlechte. Ich habe mich davon überzeugt, daß die unglücklichen politischen Verhältnisse dermaßen einwirkten, daß es nicht anders gehen konnte. Die Leitung war eine gute, sie war sogar eine energische.

Es fehlte bei dieser Rede zwar nicht an sarkastischen Gesichtern und nachher wurde auch davon gemunkelt, daß der Orden seine Wirkung gethan habe; wir aber glauben mit vollster Ueberzeugung, daß der Orden mit der Meinungsänderung des Offiziers gar nichts zu thun hatte, sondern daß demselben schon damals voller Aufschluß zu Theil wurde und er nur seine volle, ungetrübte Ueberzeugung aussprach.

Nun, nachdem über der vergangenen Zeit kein Schleier mehr liegt, werden wohl alle glauben, daß es dem Herrn voller Ernst war und der Orden keinen Einfluß ausübte.

hältnissen ihre Stellungen angenommen haben, oder daß sie solche nicht niederlegten, als Herr von der Pfordten die Politik der Nichtreizung auch auf die Kriegsführung übergetragen wissen wollte und somit förmlich den Prinzen wie den Generalstabschef für jede allenfalls gewonnene Schlacht wie für größere Waffenerfolge im Namen Bayerns verantwortlich machte.

„Nur keinen Sieg," das war Herrn von der Pfordten's Stoßseufzer.

Die Stellung des Prinzen wie die des Generals von der Tann war daher eine höchst penible, denn was sie als Militärs gewinnen konnten, das mußte Bayern nach Herrn von der Pfordten's Ansicht in erhöhter Potenz verlieren.

Es gehörte schon ein großer Patriotismus beider Herren dazu, unter solchen Verhältnissen auf ihren Posten auszuharren, und mag Manchem die Schamröthe wegen seinen ungerechten Anschuldigungen, die er über beide Männer erhoben, noch nachträglich werden.

Wir glauben dieses ganz bestimmt, da die Angriffe doch hauptsächlich nur den Gefühlen des Mißmuths und des heiligen Zorns entflossen, welche jeder Patriot über die Mißerfolge tief empfand. Diese Auslassungen hatten aber nur eine falsche Adresse.

Nicht den Prinzen Karl und General von der Tann, sondern den Herrn Minister Freiherrn von der Pfordten macht verantwortlich, denn nur dieser trägt hauptsächlich die Schuld an Bayerns Schicksal.

Was man von der mangelnden Energie und von den Bequemlichkeiten des Prinzen Karl fabelte, gehört in den Bereich der elendesten und gemeinsten Lügen. Wir wissen z. B., daß des Prinzen Soldatennatur, trotz der von Herrn von der Pfordten auferlegten Verantwortlichkeit, sich öfters absolut nicht fügen konnte und daß der Gedanke, den Feind empfindlich zu schlagen und so dem alten bayerischen Waffenruhm neuen hinzuzufügen, mächtiger bei ihm war, als die peinliche Rücksicht, was so ein Sieg für Folgen haben könnte.

Dies geht einfach aber eklatant daraus hervor, daß der Prinz, als es sich zeigte, daß immer mehr preußische Truppen um Kissingen erschienen und die dort befindlichen bayerischen Abtheilungen denselben unmöglich Widerstand halten könnten, er zuerst einen Ordonnanzoffizier und ungefähr zehn Minuten später einen General-

stabsoffizier*) mit dem Befehl an den Generallieutenant von Hartmann absandte, unverzüglich mit seiner Division gegen Kissingen vorzurücken.

Als die Zeit herannahte, nach welcher die vierte Armeedivision oder doch ein Theil von ihr eintreffen konnte, saß der Prinz mit der Uhr in der Hand zu Pferde und ritt dann selbst unter dem heftigsten Feuer des Feindes eine Strecke auf dem Wege fort, auf welchem Abtheilungen der vierten Division zu erwarten waren.

Ein späterer schriftlicher Befehl des Generals von S., Chefs der Operationskanzlei, der dem General von Hartmann aber erst zukam, als die beiden vom Prinzen abgeschickten Offiziere schon wieder den Rückweg angetreten hatten, war die Veranlassung des Nichteintreffens dieser Division und die Folge davon war, daß Kissingen aufgegeben werden mußte.

Was hätte aber Herr von der Pfordten dazu gesagt, wäre die vierte Division unter ihrem tapfern und bewährten Führer, dem General Ritter von Hartmann**) eingetroffen?

Die Niederlage der Preußen wäre vollkommen evident gewesen.

Wer die Verhältnisse unbefangen betrachtet, dem ist es nun, nachdem der Schleier allmälig sich gelichtet, denn auch erklärlich, warum so oft schon vor den Treffen der Rückzug bestimmt war, gleichviel, ob sie siegreich oder unglücklich ausfielen.

---

*) Das nochmalige Abschicken eines Offiziers beweist, wie es dem Prinzen daran gelegen war, daß sein Befehl ganz sicher an den General gelangen möchte.

**) Generallieutenant Ritter von Hartmann diente als Pfälzer in seiner frühesten Jugend unter Napoleon I. und trat dann in die bayerische Armee über.

Die Schlacht bei Waterloo, deren aktiver Zeuge er war, schloß seine ersten kriegerischen Erlebnisse. In dem jetzigen, für einen ächten Soldaten so traurigen Kriege führte er die vierte Armeedivision mit Gewandtheit und Umsicht und zeichnete sich namentlich durch seine Kaltblütigkeit und Todesverachtung aus. Es wurde unter ihm einem Pferde durch den Unterkiefer und einem andern durch das Sprunggelenk geschossen. Er führte persönlich ein Bataillon gegen den Feind, welcher eine Position hartnäckig vertheidigte, und vertrieb ihn aus derselben. In Folge dieser Waffenthat erhielt er die höchste bayerische Militärauszeichnung, den Max-Josephs-Orden. Dieser General besitzt außer einer vollständigen und tiefen militärischen Bildung auch namhafte künstlerische Talente, durch welche er auch in dieser Hinsicht seine Umgebung auf das Angenehmste zu interessiren versteht.

Was endlich die Dispositionsfehler oder das öfter genannte Fehlen der Dispositionen anbelangt, so waren sie durchaus nicht an dem stets konsequenten Zurückweichen der Armee Schuld. In jedem Kriege kommen auch auf der Seite des Siegers Fehler vor, d. h. wenn die Gefechte oder die Schlachten vorüber sind, sieht man da und dort ein, daß es so doch besser oder noch besser gewesen wäre. Ueber das Maß dieser Art von Fehlern gehen die der bayerischen Kriegführung denn auch nicht hinaus und haben sie daher nicht die flagranten Mißerfolge dieses Krieges veranlaßt.

Die absichtlichen Fehler aber gehörten, wie wir auseinander gesetzt haben, mit in das politische Mosaikbild, welches durch das Wirken und die Wirkungen des Freiherrn von der Pfordten zusammengesetzt wurde.

Wir können daher nur innigst beklagen, daß theils aus unüberlegtem Eifer, theils durch lügenhafte und falsche Nachrichten aufgeregte Gemüther solche Lästerungen und Vorwürfe gegen den Prinzen Karl wie gegen General von der Tann geschleudert haben. Von den zotenhaften und in jeder Hinsicht erbärmlichen Witzen und Schmähungen, die nur verkommenen Subjekten möglich sein konnten, reden wir hier natürlich nicht, denn diese richten sich von selbst.

Und so sind wir überzeugt, daß es auch hier die Geschichte übernehmen wird, dem Prinzen Karl von Bayern und dem General von der Tann ihre Rechte und Verdienste unantastbar sicher zu stellen und daß der Nachwelt ein richtiges Urtheil nicht versagt bleiben wird.

Wir fanden uns aber veranlaßt, der Geschichte vorzugreifen, indem es uns geradezu unstatthaft erscheint, zwei Männer mit einer so rühmlichen Vergangenheit unter einem Schatten zu lassen, den nur ein absichtliches Mißverkennen oder Unkenntniß ausbreiten konnte.

Wir wünschen es daher sehnlichst, daß es dem edlen Prinzen noch vergönnt sein möchte, die vollständige Berichtigung der öffentlichen Meinung, die sich so sehr gegen ihr versündigt hat, entgegennehmen zu können.

Wir erwähnten schon in einem frühern Kapitel, wie die Politik des Herrn Ministers des Aeußern auch direkt auf die preußische Kriegsführung einwirkte.

Wir sprachen von der Sorglosigkeit und der Zuversicht, welche den preußischen Generälen und Offizieren, ja selbst den Gemeinen eigen waren.

Die preußischen Generäle, welche nicht selten auch als diplomatische Agenten*) verwendet werden, wußten schon bevor sie Bayerns

---

*) Preußen ist eben in jeder Beziehung praktisch, das muß man ihm lassen. Es sucht seine Leute, wo es sie findet, und setzt sich daher, mit glücklichem Erfolge über jene spießbürgerlichen Rücksichten und Pedanterien hinweg, wie man's von einem aufblühenden und kräftigen Gemeinwesen nicht anders erwarten kann. Wie einstmals die kräftige französische Republik, sucht es seine Leute zusammen, ohne darauf Werth zu legen, was sie waren. Der frühere Teichhauptmann Herr von Bismarck nimmt sich nun als Ministerpräsident gar nicht übel aus und bewahrheitet auf die glänzendste Weise die Worte, welche er einem Mitgliede des Herrenhauses entgegnete, als dieses seine staatsmännische Sachkenntniß und Berufung dadurch in Zweifel ziehen wollte, daß es auf seine frühere indifferente Stellung (Teichhauptmann) anspielte. Graf Bismarck antwortete: Es komme nicht auf das theoretische, sondern auf das praktische Verständniß an; man müsse wissen, was man wolle und dieses dann recht wollen.

Er hat sich und Preußen Wort gehalten.

Vergleichen wir mit diesem Manne so viele andere sogenannte Fachdiplomaten, so wird man wieder die volle Wahrheit der Worte erkennen müssen, daß es nicht auf das theoretische, sondern hauptsächlich auf das praktische Verständniß ankomme. Der klare Blick, das Kombinationsvermögen und der feste Wille, das sind die Kardinaleigenschaften, die man von einem Diplomaten verlangen muß. Da auf diese Eigenschaften namentlich in Staaten zweiten und dritten Ranges nur sekundär gesehen wird, findet man auch so oft an diesen Diplomaten nur die diplomatische Dressur, weiter nichts.

Man sieht immer noch zu viel auf einen bekannten Namen und auf eine gewisse Salongewandtheit. Doch ob der Mensch etwas im Kopfe hat, was er auch außer dem Salon verwerthen kann, ist Nebensache.

So sehen wir z. B. in Frankreich den Fürsten und die Fürstin Metternich, die dem kaiserlichen Paar in Compiegne Theater vorspielen, während der ehrenwerthe B o n a p a r t e Jahr aus Jahr ein mit Herrn von Metternich spielt.

Der spanische Botschafter am kaiserlich russischen Hofe, Herzog von Ossuna, ist gerade so sehr als gutmüthig wie als schwach bekannt und doch ist er Botschafter, weil er eine Revenue von zirka drei Millionen Franken besitzt.

Wir könnten noch eine reiche Blumenlese solcher Diplomaten in unserer nächsten Nähe halten, welche alle nichts weniger als **Staatsmänner**, aber desto beliebtere Salonerscheinungen sind.

Der rühmlichst bekannte Professor an der Hochschule zu Zürich, Heinrich Escher, schreibt in seinem Handbuch der praktischen Politik: Oft kann ein Kriegsmann, welcher in seinem Handwerke sich Anstand im Benehmen gegen

Gränzen überschritten, was sie von dem kriegerischen Ernste des bayerischen Ministers zu halten hätten. Natürlich wurde ihre Meinung wesentlich bestärkt, als sie durch die allgemeine Vertrauenslosigkeit der bayerischen Bevölkerung und durch die grenzenlose Zerfahrenheit einer positiv-politischen Meinung merkten, daß die bayerische Politik schon so auflösend durch alle Schichten der Bevölkerung gewirkt habe.

Sie benutzten diese Stimmung vortrefflich und erleichterten es sich und ihren Truppen dadurch nicht unwesentlich.

Wo sonst starke Bedeckungen nöthig gewesen wären, sah man oft nur drei Mann. Ferner gieng thatsächlich aus den bestimmtesten Aeußerungen preußischer Kommandanten hervor, daß sie genau wußten, daß die bayerische Armee sich zurückziehen müsse. So wurden öfters den preußischen Bataillons- oder Regimentskommandanten, welche Meldungen über die Unhaltbarkeit ihrer Stellungen einsandten, der Bescheid ertheilt, sich nur noch kurze Zeit zu halten, da ganz gewiß die Bayern zurückgehen würden, was denn auch jedesmal geschah. Einmal wurde sogar die Zeit (zehn Minuten) benannt, innerhalb welcher der bayerische Rückzug eintreten würde. Wir legen auf dieses besondere Faktum jedoch keinen Werth, da es eben höchst wahrscheinlich nur als zufällige Antwort gegeben wurde.

Was hatten aber die Preußen durch die Pfordten'sche Politik für einen gewaltigen Vortheil? Unter solchen Konjunkturen ist freilich leicht siegen, d. h. leicht Terrain gewinnen, und hätten die Preußen es noch weit einfacher machen können.

Andere, Würde und Energie erworben hat, besser als Gesandter an gewissen Höfen geeignet sein als ein Staatsgelehrter. Wir haben aus der Geschichte und dem Studium der Nationalcharaktere die Ueberzeugung abstrahirt, daß der zugeknöpfte, oft schwerhörige, bedachtsame, hinhaltende deutsche Diplomat in der Regel und auf die Länge dem Esprit, der Selbstüberschätzung, der Suade des Franzosen, welcher sich selbst bewundert und andern die Bewunderung seiner Ideen und Talente einflößen will, durch sein ruhiges Aplomb, welches jener vielleicht für Mangel an Geist und für Verlegenheit ansieht, überlegen ist, wie ein geschulter deutscher Fechter im Assaut dem hitzigen Welschen überlegen ist. Vielleicht hat der russische Diplomat den Vorzug, daß er die schlaue Ruhe des Deutschen mit der eleganten Gewandtheit der Franzosen in vortheilhafter Mischung verbindet, wie die russische Diplomatie überhaupt durch ihre Geschicklichkeit und Thätigkeit für viele ein Popanz ist, welcher nicht furchtbar genug geschildert werden kann.

Das Benehmen des Freiherrn von der Pfordten war also ganz conform mit seinem früheren und deßhalb waren die Wirkungen seines Wirkens auch dieselben.

M i ß t r a u e n, M i ß m u t h und V e r z a g t h e i t w a r e n m i t e i n a n d e r g e m i s c h t u n d b i l d e t e n d i e S t i m m u n g B a y e r n s, d a s s e i n e n A l l i i r t e n g e g e n ü b e r g l e i c h f a l l s a l l e s V e r t r a u e n e i n g e b ü ß t h a t t e. U n t e r d i e s e n d r ü c k e n d e n V e r h ä l t n i s s e n v o l l z o g s i c h d a s t r a u r i g e S t ü c k G e s c h i c h t e.

Freiherr von der Pfordten nach dem Kriege.

Als das Antichambriren in Nikolsburg und die Ratifikation des Friedensvertrages in Berlin vorüber war, athmete der geniale Erfinder und leider auch Durchführer der Nichtreizungspolitik à tout prix freier auf.

Nun endlich war er unabhängig, Bayern stand für sich allein, seine europäische Bedeutung begann.

Die Erfüllung so oft geträumter Glückseligkeit, sie war auf eine unverhoffte Weise realisirt worden.

Stolzes Bayern, freue dich
Deines Pfordten's hoch und ritterlich.

Freie Hand nach allen Seiten, Glück! wer kann dich fassen? Diese Stimmung zeigte sich auch in den Kammerverhandlungen und von seiner Laune hingerissen, fing Herr von der Pfordten sogar zu deklamiren an.

Wenn die Blume selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

„Aber was nun?" fragt man sich allgemein. Soll es mit der Isolirtheit Bayerns Bestand haben? Soll dieser Staat in den blauen Nebel hinein sein Dasein fristen? Soll er sich auf's Gerathewohl, gleich einem Sperling dem Habicht gegenüber verlassen? Versteht Herr von der Pfordten vielleicht darunter die Unabhängigkeit? oder kann unter den jetzigen Verhältnissen eine Unabhängigkeit anders gemeint sein?

Was geschah oder geschieht aber jetzt, um dieser höchst abhängigen Unabhängigkeit überhoben zu werden?

Was geschieht mit einem Worte, daß Bayerns Isolirtheit ende?

Bis jetzt geschah von dem Minister des Aeußern nichts in dieser Hinsicht und war nach seinen Aeußerungen, die er in den beiden Kammern abgegeben, auch nichts zu erwarten. Weder von einem Anschluß an Preußen, noch von einer Initiative der andern Regierungen gegenüber zur Folge einer süddeutschen Konföderation wollte er etwas wissen. „Selbst genügen sollen sich die Bayern," war seine Meinung.

Herr von der Pfordten sprach wie gewöhnlich sehr schön und wir begreifen vollkommen, daß man diesen Mann im gewöhnlichen Leben, im gesellschaftlichen Umgange sehr schätzen*) und lieben lernt.

---

*) Wahrscheinlich bestimmten auch außergeschäftliche Beziehungen und Privatsympathien den ersten Präsidenten der Reichsrathskammer, dem Minister des Aeußern ein Anerkennungsvotum des Hauses zu bereiten. Seine Worte hießen: „Der Umsicht, der ungeheuchelten Treue und ächten Festigkeit des Ministers des Aeußern ist es gelungen, einen Frieden hervorzurufen, dessen Opfer nur gering zu achten sind. Von allen Bundesgenossen blieb dem Minister nichts übrig in die Wagschale zu legen, als die Tapferkeit der Armee, die sogar vom Feinde anerkannt wurde, und nur diese Berücksichtigung hat einen solchen Friedensschluß ermöglicht.

Ich frage die hohe Kammer: ob es ihr genehm ist, durch Aufstehen ihre Hochachtung und ihren Dank zu erkennen zu geben dem kgl. Staatsminister des Aeußern, sowie der tapfern Armee."

Was die Danksagung und die Anerkennung betreffen, insoweit sie sich auf Herrn von der Pfordten beziehen, halten wir sie unmotivirt und für nicht opportun. Der Herr erste Präsident, der es meisterhaft versteht, in seinem eigenen Hause die Honneurs zu machen und als ein liebenswürdiger, ächt ritterlicher Charakter bekannt ist, war bei dieser Gelegenheit mehr Privatmann als politische Person. Die Honneurs, die er als Präsident einer politischen Versammlung zu machen hat, verlangen eine ernstere Erwägung und Begründung als die, welche er zu haben glaubte. Ferner hätten wir es für schicklicher gehalten, den Dank, welcher der Armee gezollt wurde, eigens auszusprechen, oder doch wenigstens denselben nicht hinter dem des Herrn von der Pfordten als einem Appendix zu setzen.

Die Aeußerung, daß die Opfer nur gering zu achten sind, halten wir für politisch unklug und geradezu verletzend für die Landeskinder, welche man an Preußen abtreten mußte. Sie verletzen andererseits nicht minder das patriotische Gefühl und ist der Herr erste Präsident in seiner Generosität hier jedenfalls viel zu weit gegangen. Anders sprach der allgemein beliebte und verehrte

Wir sind daher auch weit entfernt, seinen Privatcharakter auch nur im Geringsten anzugreifen, was wir nicht können und noch weniger wollten. Wir fügen uns nur unserer Aufgabe, das, was Noth thut, zu besprechen.

So scheint uns namentlich noch eine Frage von besonderem Belang. Auf was will denn Herr von der Pfordten eigentlich warten?

Auf Umstände vielleicht, welche einen Anschluß an Preußen ohne Opfer der bisherigen Selbständigkeit Bayerns ermöglichen? Diese wären nur in einem Falle zu finden, nämlich wenn Preußen mit Frankreich in Krieg gerathen würde und es der Hülfe Bayerns bedürfte. Alle andern Aussichten lassen es nimmer zu, daß Bayern, ohne an seiner Selbständigkeit zu verlieren, sich an Preußen anschließen könnte. Bayern, das ist klar, müßte Verpflichtungen zu Gunsten Preußens eingehen, durch welche es in eine stark ausgeprägte Abhängigkeit geriethe. Das Verhältniß würde, wohlverstanden vom rein praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet, kein anderes werden als es das war, in welchem die deutschen Reichsfürsten sich kräftigen Kaisern gegenüber befanden.*) Nur kommt hier noch der gewaltige Umstand hinzu, daß die Fürsten auf preußischem Throne keine Veranlassung haben, durch eine internationale Politik ihre Kräfte zu zersplittern und durch entfernte Kriege und Beziehungen ihre nationalen Verhältnisse zu vernachläßigen, wodurch sie ihren ihnen untergebenen Souveränen Gelegenheit geben könnten, sich unabhängig zu machen, wie es seiner Zeit die Fürsten des heiligen römischen Reichs deutscher Nation gethan haben. Hier wird das Gegentheil eintreffen, denn in dem Grade, als die damaligen Verhältnisse auflösend wirkten, wirken die jetzigen zentralisirend.

Regierungspräsident von Unterfranken, Freiherr von Zu-Rhein. Er fand die Opfer keineswegs gering und drückte in würdevoller, ächt väterlicher Weise seinen Schmerz über die Schmach Bayerns aus. Freiherr von Zu-Rhein feierte im verflossenen Jahre ein schönes und seltenes Fest, indem er fünfundzwanzig Jahre dem Kreise als Präsident vorgestanden und hoffentlich noch lange Zeit vorstehen wird.

*) Jedenfalls läßt es sich nicht anders denken, als daß durch die Praxis, welche Preußen verfolgen muß und wird, ein solches Verhältniß entsteht. Es liegt ihm diese Aufgabe jetzt einmal ob und ist es politisch gezwungen, an ihr fortzubauen. Die Gestaltung des norddeutschen Bundes ist nur eine Etappe zur Annexion.

Das Band wird immer enger und enger werden, seine Eigenschaft immer intensiver, bis es zuletzt selbst die Lebensbedingungen einer Scheinselbstständigkeit unterbunden hat.

Es ist daher höchst interessant, unsere Zeit mit derjenigen zu vergleichen, in welcher durch das offenbare Verschulden der Kaiser, welches das Selbständigwerden der Fürsten zur Folge hatte, der Keim zur Auflösung des alten deutschen Reichs gelegt wurde. Es ist jetzt gerade der entgegengesetzte Prozeß. Aus den von den Kaisern belehnten und bestallten Fürsten, Grafen und Herren sah man zuerst erbliche und im Verlauf der Zeit unabhängigere Fürsten hervorgehen, welche sich nach und nach zu unabhängigen Herrschern emanzipirten*) und endlich mittelst fremder Hilfe sogar auch dem Namen nach das alte Verhältniß zum Kaiserhause lösten. Nun sieht man, wie diese Regenten aus ihrer Selbstständigkeit zurück in die Abhängigkeit gerathen, welche, das ist mit aller Evidenz vorherzusagen, nur mit ihrer völligen Beseitigung enden kann, wenn nicht von den jetzt noch selbständigen Fürsten mit vollster Anstrengung und Aufbietung durchgreifendster, wahrhaft radikaler Mittel gegen diese Agglomeration mit Erfolg gearbeitet werden kann.

Werden die energischsten Gegenbestrebungen unterlassen, so sind die Hohenzollern die Erben der deutschen Kaiser, wenn sie auch ganz ungleich kürzer sich behaupten werden als diese. Deutschland verträgt keine stramme Zentralisation mehr und wenn die Kaiserzeit etwas Gutes schuf, so ist es dieses, daß sie den Sinn und das Bedürfniß für eine Staatsform wach erhielt, welche allein nur noch Aussicht auf Bestand verspricht, indem sie ihren providentiellen Charakter allseitig bewiesen hat. Die Konföderation ist nicht allein die Staatsform,

*) Gervinus sagt in der Einleitung der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts treffend: „Zwei große Erfahrungen hatten in Deutschland gleichmäßig darauf hingedrängt, die Autonomie der Landesfürsten zu einer unausweichlichen Nothwendigkeit zu machen. War der Kaiser schwach, so gefährdete die Anarchie von unten alle Ordnung im Reiche; war der Kaiser stark, so gefährdeten die neuen Machtverhältnisse und Machtbegriffe der österreichischen Fürsten die Freiheiten und Ordnungen des Reiches von oben. Jener Anarchie gegenüber, wo es selbst unter dem mächtigen Karl V. gegen den Bauernaufruhr und gegen einen Emporkömmling der Ritterschaft, wie Sickingen, keine Reichshülfe, bei allen Zerwürfnissen der Stände unter sich keinen Schiedsspruch und Austrag gab, waren die Landesfürsten durchaus auf sich selbst und ihre eigene Kraft gewiesen."

zu welcher der germanische Charakter sich entschieden hinneigt, sondern sie ist auch jenes politische Ergebniß, welches sich vermöge seiner vielfältigen Krafterzeugung und seiner weisen Kraftabsorbirung am längsten unter allen Staatsformen erhalten muß und nach welcher kräftig und selbständig gewordene Völker zu allererst verlangen werden.

Wenn wir oben sagten, daß sich die Hohenzollern ungleich kürzer werden erhalten können, als die Habsburger, so hat dieses zweierlei Grund. Zu den Zeiten der Habsburger waren die Bedürfnisse des politischen wie des sozialen Lebens noch nicht so gestiegen wie jetzt und hatte man von Vielem noch keine Vorstellung, was heutigen Tages zu den Nothwendigkeiten eines politisch reifen und freien Gemeinwesens gehört. Die Strömungen gehen daher in unserer Zeit schneller und heftiger, da die Entwicklung eine vorgeschrittenere ist, und werden sie in Folge ihrer Eigenschaften auch schneller zu Resultaten erlangen.

Die Hohenzollern, welche nun höchst wahrscheinlich nicht von ihren Regierungsprinzipien abgehen werden, gerathen in diesem Falle in nicht gar langer Zeit in Konflikt mit den vielseitigen Interessen, welche das deutsche Volk auch als Nation besitzen wird.

Der andere Grund besteht in der für unsere Verhältnisse schon als untauglich angeführten strammen Zentralisation, ohne welche einmal schwerlich das „preußische Reich deutscher Nation“ fertig werden wird.

Man verzeihe uns die Abschweifung, doch sie liegt nur allzu nahe.

Wenn nun Herr von der Pfordten keinen Anschluß an Preußen will, auf was will er denn sonst warten? Vielleicht darauf, daß Baden unter einem Ministerium Bluntschli die Initiative zur Bildung eines süddeutschen Bundes ergreift?

Auf Frankreich will Herr von der Pfordten doch auch nicht warten, denn das hat er deutlich im Verlaufe der Kammerverhandlungen ausgesprochen.

Wir geben hier seine eigenen Worte wieder: „Wie die gegenwärtige, so werde auch jede künftige bayerische Regierung sicherlich die Vertheidigung der deutschen Grenzen als eine gemeinsame Auf-

gabe aller deutschen Staaten betrachten. In einem solchen Falle gehöre die Kraft Bayerns der Gesammtheit Deutschlands."

Es kann uns somit unmöglich klar sein, was bei dem Warten Gutes herauskommen soll. Wir verstehen es um so weniger, als es höheren Orts doch bekannt sein sollte, daß dieses Zuwarten höchst niederschlagend auf die bayerische Bevölkerung einwirkt und zu den schon früher angeführten Aeußerungen Veranlaßung gibt.

Sicher untergräbt es alles Vertrauen, verdirbt jede Zuversicht und treibt auf diese Art schaarenweise das Publikum auf preußische Seite.

Das Volk will einmal etwas Positives, etwas Reales, beides kann es aber unmöglich in der Politik des Herrn von der Pfordten finden. Daß es sich selbst genügen solle, das kann ihm nicht eingehen. Das bayerische Volk weiß, daß Bayern in seiner Isolirtheit nicht fortbestehen kann, daß etwas geschehen muß. Es will dieses Etwas lieber jetzt als später, um so mehr, als ihm dieses Etwas doch nicht ausbleiben kann, nämlich ein Verhältniß, das gestattet, wieder in die nächste Zukunft zu schauen, sich mit ihr vertraut zu machen, um in ihr rechnen zu können. Der Zustand aber, in dem sich Bayern jetzt befindet, ist jedenfalls ein ganz trostloser*) und aus diesem Grunde mehren sich die Stimmen täglich, welche den Anschluß an Preußen verlangen.

Das Volk ergreift gewöhnlich, was ihm zunächst liegt, und gibt sich im Allgemeinen selten mit Kombinationen ab, die erst geklärt und geregelt werden müssen, um Resultate zu liefern, die befriedigen. Wäre es anders, so würde es entschieden verlangen, daß sich ein süddeutscher Bund bilde, der die Reichsgrundsätze proklamire, wodurch es sein Parlament erhielte. Dieses würde ihm jedenfalls mehr eintragen, als die höchst zweifelhafte Ehre, Preußen zweiter Klasse zu sein. So müssen wir auch dieses Kapitel schließen, ohne Herrn von der Pfordten frei von Schuld zu sehen.

*) Der Abgeordnete Dr. Kolb sagte in der Kammer: Bayern befände sich auf dem Standpunkte, auf welchem sich Preußen Anno sechs befunden. Nur eine freiheitliche Entwicklung könne Bayern retten.

Eine übergangene, aber noch keine absolut verlorne Gelegenheit.

(Eine Berichtigung.)

Anfangs Januar 1867.

Als dieses Kapitel bereits vollendet war, kam uns die Nachricht von dem Rücktritt des Freiherrn von der Pfordten zu und arbeiteten wir dasselbe deßhalb sofort um, was auch mit den andern Kapiteln geschehen wäre, befänden sie sich nicht schon an einem von uns entfernten Orte unter der Presse.

Eine längere Reise trägt die Schuld, daß in der Arbeit dieser Schrift eine nicht unerhebliche Pause eintrat, ohne welche die Broschüre vor Wochen schon erschienen wäre, wie es unsere Absicht war. Diese Arbeit hat für uns einen Zweck verloren, indem sie nicht mehr bezwecken kann, daß Herr von der Pfordten aus seinem Amte scheide. Demzufolge bleibt auch ein anderes Kapitel, das bereits geschrieben war und die Aufschrift „Freiherr von der Pfordten und der Hubertusorden an Herrn von Bismarck" führt, unterdrückt.

Es liegt weit von uns, um einer Satire willen einen Privatmann anzugreifen, den wir als solchen achten und schätzen gelernt haben.

Herr von der Pfordten ist aber nun Privatmann und für einen solchen soll auch das genannte Kapitel nicht mehr gelten. Wir hatten es nur mit dem Minister des Aeußern zu thun und dieser war uns in der Person des Herrn von der Pfordten ein Dorn im Auge.

Der Leser möge uns diese Einschaltung verzeihen, wir glauben aber, sie dem Privatmann Freiherrn von der Pfordten wie auch dem Leser selbst schuldig gewesen zu sein.

In manchen Lebensverhältnissen erscheint in der Inangriffnahme eines Werkes oder eines Unternehmens nichts Auffallendes und nichts Verletzendes, wenn diese Thätigkeit in einer Zeit zu geschehen pflegt, welche vornehmlich dem Interesse entspricht, welchem diese Thätigkeit dienen soll. Andererseits erblickt man aber oft ein

Befremden und begegnet man Einsprachen, welche nicht erhoben worden wären, hätte man zu einer geeigneteren Zeit das Werk unternommen. Diesem Schicksale dürften jetzt höchst wahrscheinlich die süddeutschen Fürsten und Kammern verfallen, wollten sie einen süddeutschen Bund gründen. Preußen, das bei Gründung eines solchen Bundes gleich nach dem Kriege nichts eingewendet haben würde, möchte jetzt da und dort seine Bedenken äußern, und sind wir fest überzeugt, daß die Konstituirung eines süddeutschen Bundes nun mit ganz andern und erheblichern Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde, als früher.

Wir setzen natürlich voraus, daß die Konstituirung eine solche sei, welche den Ansprüchen unserer Zeit volle Rechenschaft trüge und somit nicht wenig gegen den norddeutschen Bund kontrastiren würde.

Selbstverständlich würde Preußen nur gegen einen so konstituirten süddeutschen Bund Einwendungen haben, während es einem mit allen dynastischen I n f o r m i t ä t e n gespickten Bunde seine Theilnahme und Zufriedenheit nicht versagen dürfte. Je schlechter der süddeutsche Bund beschaffen wäre, desto mächtiger würde der preußische Magnet ziehen und wir glauben sicher, daß mancher, um der Charybdis zu entgehen, auf die Scylla zusteuern würde. Dieses wäre aber alles nicht zu befürchten gewesen, hätte sich gleich nach dem Friedensschluß eine kräftige Initiative und überhaupt eine Lust für die Gründung des Bundes gezeigt.

Allerdings hätte dieselbe von einer Person ausgehen müssen, die Vertrauen bei den süddeutschen Fürsten und Völkern gehabt hätte. Wir bedauern nun, sagen zu müssen, daß Herr von der Pfordten diese Vertrauensperson sicher nicht war und mag er dieses selbst gefühlt haben. Seine frühere Politik, namentlich seine jüngst vergangene, häufte ein zu großes Quantum Mißtrauen bei Fürsten und Völkern, als daß jene sich für ein Projekt geneigt zeigen konnten, das von ihm vorgeschlagen worden wäre.

Es gehört freilich in den Bereich der Konjekturen, wenn wir sagen, daß wir bestimmt glauben, daß wenn Bayern einen Minister gehabt hätte, der Vertrauen bei den Höfen und bei dem Volke besessen haben würde, der süddeutsche Bund ein fait-accompli wäre.

Nichts wäre korrekter, verheißungsvoller und auch jedenfalls lohnender gewesen, als einen Südbund zu gründen, der den Fürsten

ihre Souveränität innerhalb ihres Landes gewahrt und sie andererseits in einem Direktorium vereinigt hätte, in dem Bayern den Vorsitz geführt und die Exekutivgewalt besessen hätte. Diesem Fürstendirektorium hätte ein Parlament, aus direkten Wahlen hervorgegangen, zur Seite stehen müssen. Um die Befugnisse des Parlaments dem Plane nach festzustellen, wäre es vielleicht entsprechend gewesen, wenn man die Kammern dieser Staaten aufgelöst und neue Wahlen sogleich angeordnet hätte. Diese neugewählten Kammern würden für sich diejenigen Personen zu wählen gehabt haben, welchen die Berathungen in Betreff der Befugnisse des Parlaments obgelegen wären. Dieser Versammlung hätte ein von den Regierungen ausgearbeiteter Entwurf unterbreitet sein müssen.

Einfacher und entscheidender wäre es allerdings gewesen, man hätte gleich die Reichsverfassung proklamirt, um so auf eine unzweideutige Art zu erkennen zu geben, auf welchem Fundament dieser Bund ruhen sollte.

Dieses Manifest, von den süddeutschen Fürsten an ihre Völker erlassen, wäre über die Mainlinie hinaus von tiefgehender Bedeutung gewesen. Preußen hätte nimmer vermocht, ohne die Revolution im eigenen Lande befürchten zu müssen, gegen das reale Deutschland einzuschreiten.

Wer Großes will, darf vor großen Mitteln nicht zurückschrecken.

Auch jetzt noch liegt die einzige Möglichkeit, die süddeutschen Staaten zu erhalten, darin, daß die Fürsten derselben die soziale und politische Entwicklung offen auf ihre Fahnen schreiben und diese mit Beharrlichkeit und Hintansetzung aller kleinlichen Rücksichten betreiben.

Nur durch ein großes Maß derjenigen staatlichen Vortheile, welche man vergebens in dem norddeutschen Bunde sucht, kann es den Fürsten gelingen, dem großen nordischen Magnet die Spitze abzubrechen.

Bleiben indessen die Verhältnisse in Süddeutschland, wie sie bisher waren, sucht man dem Volke kein Aequivalent für die Vortheile zu bieten, welche es durch die Aufnahme in den norddeutschen Bund oder durch eine preußische Annexion haben würde, so darf man sich auch nicht wundern und darf darüber nicht klagen, wenn

es zu derselben kommt. Es wird dann hauptsächlich die Schuld*) der süddeutschen Regierungen sein, wenn unsere beziehungsweise Prophezeiung eintrifft, wie es auch im vorigen Frühjahr ihre Schuld war, daß Preußen seine Politik durchsetzen konnte. Wie damals der Widerwille gegen die Aufrufung der Volkskraft, so würde nun der Widerwille gegen Konzessionen diejenigen Momente liefern, welche zur Realisirung der preußischen Politik unbedingt nothwendig sind.

Außer den materiellen Verlusten, welche aus einer Annexion den Fürsten erwachsen müßten, hätten sie aber nach unserer Meinung noch weit mehr in moralischer Hinsicht verloren. Nämlich wenn sie von der Katastrophe unvorbereitet überrascht würden, möchte sich wohl schwerlich ein Geschichtsschreiber finden, der nicht in der Katastrophe die wohlbegründete und unabweisliche Nemesis erblicken würde, welche die Regierungen zu beschwören halfen. Man wird in diesem Falle das Aufhören solcher Dynastien als Regentenfamilien nur als eine Erfüllung derjenigen Bedingnisse betrachten müssen, welche zu bereiten die Fürsten die Hauptschuld getragen. Ihr Verschwinden würde in einem solchen Falle Niemand bedauern, denn es wäre ein gerechtfertigtes.

Diejenigen Faktoren der Gesellschaft, welche kein Interesse mehr bieten, mit welchen ein Rechnen nicht mehr möglich oder unzulässig ist, deren noch augenblickliches Bestehen keinen andern Grund hat, als daß sie eben früher auch schon bestanden und nun sich augenblicklich Niemand findet, der sie umstößt, die also nur noch sind, weil sie eben noch sind, die haben keine Lebensbedingungen für die menschliche Gesellschaft mehr; sie haben das maßgebende Interesse verloren und sind demnach nicht allein entbehrlich, sondern sie können selbst hinderlich sein.

---

*) In dem Hauptblatte der Allgemeinen Zeitung Nr. 299 steht ein Leitartikel mit der Ueberschrift „Oesterreichs Geist und österreichische Schicksale", dessen Anfangssätze hieher passen dürften.

Es heißt: Die Schicksale der Staaten sind, wie die der einzelnen Menschen, niemals ihr ganz eigenes Werk, aber sie sind es immer zum Theil. Steht es nicht in ihrer Macht, sich ein beliebiges Schicksal zu wählen, so stand es immer in ihrer Macht, ein anderes zu wählen, als was sie betroffen hat. An diesem, wenn sie sich beklagen, sind sie selbst Schuld und kann ihnen die Welt sagen: Du hast es so gewollt.

Mögen sich die Fürsten der süddeutschen Staaten davor in Acht nehmen, daß sie nicht zu solchen Faktoren der Gesellschaft gezählt werden, oder daß, wenn die Geschicke gegen sie stärker als ihre Gegenmittel sind, man nicht ihre Beseitigung als einen Akt der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit betrachten muß. Denn daß sie zu bestehen hätten, weil sie bestehen, daß wegen ihrem Fortbestehen die Lebens- und Entwicklungsbedingnisse der betreffenden Völker zu hemmen seien und sich solche nach ihnen zu schicken hätten, diese Theorie hat schon lange allen Boden verloren und möchte eine praktische Bethätigung derselben, selbst wenn sie zu Stande kommen sollten, nur eine höchst ephemere Erscheinung sein. Man kennt wohl Völker ohne Könige, aber keine wirklichen Könige ohne Volk.

Daß das Volk nicht des Fürsten wegen da zu sein hat, sondern umgekehrt, ist eine alte Wahrheit. Die providentielle Bedeutung und Bestimmung der Fürsten kann nur in dem Interesse liegen, das ihre Völker mit ihnen verbindet. Jede andere Auffassung ihrer Bedeutung würde nur zu Abstraktionen führen, denen keine Geltung mehr beizumessen ist.

Was wir hier gesagt haben, ist daher auch durch das nicht gefährlich für jene Fürsten, welche den Bedingungen entsprechen können und wollen, welche an sie zu stellen sind. Mögen sie daher solchen stets nachkommen und in der Erfüllung ihrer Pflichten das einzig wahre Fundament ihrer Regierung erblicken. Die Schließung des süddeutschen Bundes wäre immer noch zu erreichen, und wenn die Fürsten nicht allmälig zu förmlichen Satrapen und ihre Regierungen zu Provinzialregierungen des preußischen Reichs deutscher Nation herunter sinken wollen, bis endlich der Augenblick, tabula rasa zu machen, gekommen ist, so sehen wir kein anderes Mittel als die Schließung dieses Bundes.

Ist der süddeutsche Bund geschlossen, so kann alsdann um so leichter ein Einverständniß mit dem norddeutschen Bunde getroffen werden. Diese Verträge hätten jedenfalls den Vorzug, daß sie mehr im Interesse der deutschen Nation gefaßt sein müßten, während alle Verträge, die nur von den einzelnen Staaten mit Preußen eingegangen werden, den Löwenantheil unbedingt dem Hause Hohenzollern zusichern.

Ist der Südbund aber konstituirt, so kann er auf ganz andere Grundlagen kontrahiren, als eine einzelne süddeutsche Regierung.

Man fürchte nicht, daß die preußische Regierung ein Vertragsverhältniß mit dem Südbunde zurückweisen würde. Je mehr dieser Bund durch eine freiheitliche Verfassung in sich selbst gekräftigt ist und eine moralische wie materielle Berechtigung besitzt, desto weniger wird es die preußische Regierung auch ihrem Volke gegenüber vermögen, einen Anschluß zurückzuweisen.

Während sonst Deutschland aus so und so vielen dreißig Komplexen zusammengesetzt war, die alle politisch maßgebend waren, würde es in diesem Falle nur aus zwei Hauptkomplexen zusammengesetzt sein, ein Vortheil, der einleuchten muß. Was auch schließlich in eventueller Hinsicht Deutschland für eine Staatenform annehmen wird, so ist mit aller Evidenz aufzustellen, daß unter allen jetzt in Aussicht stehenden Formen keine so schnell wieder zerfallen würde, als ein preußisches Reich, das Deutschland aufgenommen hätte. Dieser Ansicht entgegen hört man aber preußische Stimmen, welche sich nicht scheuen auszusprechen, daß wohl das kleine Piemont nicht stark genug gewesen wäre, Italien zu absorbiren und deshalb in Italien aufzugehen gehabt hätte, dieses sei aber bei Preußen nicht der Fall. Dieses besäße die Kraft, Deutschland aufgehen zu lassen, denn es identifizire dasselbe.

Die der preußischen Regierung hiezu unentbehrliche stramme Zentralisation würde den Auflösungsstoff dieses unnatürlichen und widerrechtlichen Reiches bilden, das einem historischen Falsum gleich zu achten wäre. Ein preußisches Reich deutscher Nation würde sich nicht halten, die Geschichte wird nimmer ein solches Unding, eine solche Lüge zulassen. Wir sind dessen gewiß.

Die preußische Dynastie vor jeder andern kann es aber leicht dahin bringen, daß das deutsche Volk einmal des Zankes und der Intriguen seiner Fürstenfamilien müde wird und durch Beseitigung der Dynastien anfängt, seine Angelegenheiten selbst zu ordnen.

Nie hätte es aber eine Dynastie mehr verdient, diese Strafe zu erhalten, als wie die preußische, die von Egoismus und Sonderinteresse angefüllt nur sich allein im Auge hat; die alle Interessen Anderer verachtet und in thörichter Weise meint, daß man das

Ihrige achten würde. Glaubt sie denn einer Nemesis entwachsen zu sein? Es ist daher unsere feste Ueberzeugung, daß wenn es den süddeutschen Fürsten nicht gelingt, einen freiheitlichen Bund zu gründen, alle Umstände dann verhältnißmäßig schnell zusammenwirken werden, um die Erfordernisse zu einer politisch-sozialen Revolution auszubilden, welche nach unserer Ansicht aber mit keiner Republik als Endresultat enden wird. Wir glauben vielmehr, daß alsdann ein Kaiser der Deutschen berufen werden dürfte. Außer einer freien Konföderation der deutschen Staaten, mag diese nun monarchisches oder republikanisches Wesen haben, halten wir ein deutsches Kaiserthum auf breitester konstitutioneller Bahn für unsere Verhältnisse am angemessensten. Was für eine Gestaltung wir erhalten, wer kann es wissen?

Es steht nur so viel fest, daß wir eine dieser Formen als ein lang dauerndes Resultat erhalten werden, und bedienen wir uns hierbei eines Ausdruckes des Herrn von Sybel als Bekräftigung, indem wir hinzusetzen: So wahr die Ströme seewärts fließen, wird unsere Bestimmung sich innerhalb dieser Formen vollziehen.

Rückblick.

Fassen wir nun in einem kurzen Resumé das Wirken und die Wirkungen des Freiherrn von der Pfordten zusammen, so gelangen wir zu einem Urtheile, das mit den Beurtheilungen, die namentlich nach dem Rücktritte des Herrn Ministers erfolgten, sich mannigfach vereinigt, obgleich letztere auffallend oberflächlich abgegeben wurden.

Das Streben seiner äußern Politik war, Bayern zu einer Bedeutung zu erheben, die wohl zu erreichen gewesen wäre, wenn die innere Politik dazu mitgewirkt hätte. Ohne diese Mitwirkung blieb die gewünschte Bedeutung Bayerns illusorisch. Sie mußte illusorisch sein, weil die Potenzen fehlten, um zur Realität dieser Bedeutung zu gelangen. Die Idee, Bayern zu erheben, seinen Einfluß auf deutsche Angelegenheiten zu vergrößern und solchen in passenden europäischen Fällen zu begründen und zu konserviren, ist eine schöne und große. Sie ist auch eine solche, welche nicht zu fürchten hatte,

daß sie durch ihre Höhe den praktischen Boden verlieren werde. Die Idealität dieser Idee konnte ohne Verlust der Realität beibehalten werden. Freiherr von der Pfordten hatte sich eine schöne und erhabene Aufgabe gestellt, der er in mannigfacher Hinsicht nicht allein gewachsen sein mochte, sondern die in seiner Hand selbst viel versprach, wollte er nur mit voller Energie und ohne Engherzigkeit diejenigen Mittel anwenden, welche einmal zum Gelingen unerläßlich waren. Hier nun begegnen wir seinem unglückseligen Halbwillen, hier erblicken wir grell beleuchtet seine Scheu und seine Furcht, Aufgaben rationell zu behandeln und durchzuführen. Hier erfahren wir den großen Kraftmangel seines Charakters.

Er konnte wohl zu hohen Ideen sich aufschwingen, konnte selbst solche Kombinationen knüpfen, doch durchführen oder selbst nur seinen Ideen eine praktische Bedeutung verleihen, das vermochte er nicht; hiezu gebrach es ihm an rationeller Kraft. Sein Können blieb stets weit hinter seinem Wollen zurück. Der Vollblut-Doktrinär konnte selbst in der Länge der Zeit sich nicht zu einem praktischen Staatsmann entwickeln. Man merkte ihm stets seine Kathederweisheit an, in welcher er den Blick schweifen ließ, ohne zu sehen, was auf dem oft tiefen Boden der praktischen Politik geschah und was für sie geboten erschien.

In dem Bereiche der Ideen ist es allerdings leichter sich zurecht finden, als in dem Bereiche der Thatsachen, in welchem die schönst gepflogenen Ideen nur zu leicht contrecarrirt werden, wenn sie keine nachhaltige Kraft besitzen.

Dieses begegnete nun dem frühern Minister im reichsten Maße. Er träumte von Bayerns Bedeutung und sah eine Idee um die andere durch die stets feindliche Macht der Thatsachen begraben. Dies kam aber nur daher, weil er selbst es nicht vermochte, ersprießliche Thatsachen zu schaffen, um mit solchen andere zu bekämpfen. In dem höchst ungleichen Kampfe, den er führte, mußte er natürlich unterliegen und die totale Unfruchtbarkeit aller seiner Bestrebungen wird hieraus erklärlich.

Um Bayern zu der von ihm angestrebten Bedeutung zu erheben, durfte Herr von der Pfordten nicht mit der äußern, sondern mit der innern Politik anfangen. Er mußte zuerst die Bayern selbst für das zu stimmen suchen, was er auszuführen Willens war. Gerade weil die bayerische Regierung vermöge der Verfassung und

wegen der Gewohnheit, solche im Allgemeinen zu respektiren, nicht wie die jetzige preußische Regierung das Volk größtentheils gegen seinen Willen in eine äußere Aktion bringen konnte, wozu es Bayern überhaupt an materieller Macht gebrach, mußte darauf gesehen werden, nicht allein auf das bayerische, sondern auch auf das süddeutsche und wo möglich auch auf das norddeutsche Volk Einfluß zu erlangen.

Bayerns Aufgabe war, durch eine weise gehandhabte Opportunitätspolitik seiner Meinung eine Geltung zu verschaffen, der sich aus sozialem wie politischem Interesse die andern Regierungen mehr oder weniger bequemen mußten, da diese Meinung von den Sympathien und von den Interessen der Bevölkerungen getragen worden wäre. Um eine solche Stellung zu erlangen, in welcher man sich jedoch sehr vor Uebergriffen zu wahren hatte, war aber nothwendig, vorerst die Forderungen im eigenen Lande erfüllt zu haben. Die bayerische Regierung durfte nicht allein in ihrem Lande jede freiheitliche Entwicklung fördern, sondern sie mußte dann auch förmlich die Trägerin einer politisch-sozialen Entwicklung in ganz Deutschland werden, ohne durch direkte Provokationen die andern Regierungen vor den Kopf zu stoßen. Diese Politik hätte zwar allerdings einen immensen Scharfsinn, ein außerordentlich feines Gefühl, wie auch die Kraft verlangt, welche nicht allein geniale Kombinationen knüpfen, sondern sie auch betreiben kann.

Aber wer wollte sagen, daß, weil diese Politik so viel verlangte, sie deshalb eine illusorische hätte bleiben müssen?

Allerdings wäre sie stets illusorisch geblieben, wenn sie von Staatsmännern von dem Schlage oder noch unter dem Schlage des Herrn von der Pfordten gehandhabt worden wäre, auch hätte diese Politik nicht für Herrn von Bismarck gepaßt, wohl aber wäre sie mit vollem Erfolge von einem Cavour durchzuführen gewesen.

Man erinnere sich des kleinen Piemont unter seinem großen Minister. Piemont verschmähte es nicht, selbst in einer sehr untergeordneten Art sich an europäischen Fragen zu betheiligen, wo sich nur immer eine Gelegenheit bot. Mit dem feinen Gefühle seiner Politik wußte es auch die Seite zu wählen, welche die ersprießlichste war. Viele lachten seiner Zeit über die Anstrengungen, welche Piemont in der orientalischen Frage machte, und meinten, so müsse es Rußland allerdings bange werden. Doch Piemont focht in der

Krim nicht sowohl für die Westmächte, es kämpfte in erster Linie für sich und Italien.

Ein kleiner Staat, der eine Zukunft haben will, muß ein reges Leben nach allen Seiten hin entfalten, er muß in rein politischen, in sozialen wie in handelspolitischen Beziehungen immer au fait sein und muß jede Gelegenheit ergreifen und verwerthen, wodurch er mehr Ansehen und Geltung erlangen und das Interesse, das er einflößt, verstärken kann.

Wir können nun Herrn von der Pfordten allerdings nicht dafür verantwortlich machen, daß er kein Cavour ist, was wir höchstens nur bedauern können, und wollen auch das nicht vergessen, daß ein Minister, auch wenn er selbst cavourische Talente und Eigenschaften im höchsten Maße besäße, doch nichts ausrichten könnte, wenn er die Meinung seines Monarchen nicht endgültig beherrschen würde, wie z. B. Graf Bismarck es vermag. Eine solche Dominirung wäre nun freilich bei dem verstorbenen König Max II. nicht angegangen und würde gleichfalls bei seinem vortrefflichen Sohne ein entschiedenes Fiasco erleben. König Max II. würde sich wohl schwerlich je haben entschließen können, die Rolle des Königs Viktor Emanuel zu übernehmen, wenn er nicht eine brennende Veranlaßung gehabt, wenn nicht Bayerns wie Deutschlands Wohl es direkt und unbedingt von ihm gefordert hätte. In seiner streng bundesmäßigen Treue fand der edle Fürst, dem eine seltene Genügsamkeit eigen war, den Zweck seiner äußern Politik. Wir könnten demnach Herrn von der Pfordten, selbst wenn er ein Cavour gewesen wäre, keine Verantwortung dafür aufbürden, daß Bayern nicht in passendem und thunlichem Maße cavourische Politik getrieben.

Was wir aber Herrn von der Pfordten zum Vorwurf machen dürfen und müssen, ist, daß er nicht eine Politik verfolgte, welche innerhalb der Grenze der Bundestreue Erfolge errang.

Diese Erfolge wären, wenn auch schon von gewaltsamen Annexionen abgesehen werden muß, in der Bedeutung Bayerns gelegen, die es für Deutschland und beziehungsweise für Europa hätte haben können, wenn es wahrhaft providentiell regiert worden wäre.

Seine Mission hätte die sein müssen, seine Verfassung in gemeinnützigster Weise zu verwerthen, kein zeitgemäßes Verlangen ohne Unterstützung zu lassen und so, von den Sympathien des deutschen Volkes getragen, eine Bundesreform zu veranlaßen.

Herr von der Pfordten hatte lange genug Zeit gehabt und wenn er nicht die gewisse Entschuldigung des österreichischen Husaren adoptiren will, der, nachdem er sechs Jahre in einer Garnison gelegen, nur noch einen Tag gebraucht hätte, um seinen verliebten Zweck erreicht zu haben, so wissen wir nicht, was für Entschuldigungen Herr von der Pfordten vorbringen will, daß sein langjähriges Wirken so bar von nützlichen Wirkungen war.

Zwischen dem Jahre 1849 bis 1859 liegt eine schöne Zeit, doch gieng sie unbenützt vorüber, wie die drei jüngst verflossenen Jahre seiner erneuerten Thätigkeit.

Was gewann Bayern, was Deutschland durch Freiherrn von der Pfordten?

Nach einer so langen Thätigkeit nichts darbieten zu können, ist ein Umstand, der deutlich genug spricht.

Ohne auch nur das Geringste für Bayern oder Deutschland geleistet zu haben, befand sich Herr von der Pfordten trotzdem am Schlusse seiner staatsmännischen Thätigkeit auf dem Standpunkte der gänzlichen Isolirtheit, indem er nach allen Seiten hin Mißtrauen und Unzufriedenheit erweckt hatte.

Man sollte meinen, daß dieses Mißtrauen gegen eine Regierung, die doch im Grunde genommen nur eine harmlose genannt werden konnte, eine frappirende Erscheinung sei.

Die Auflösung liegt eben innerhalb der Kluft, welche zwischen dem Willen und dem Können des Herrn von der Pfordten sich ausbreitet. Sein Wille erregte oft nicht ohne Grund das Mißtrauen der andern Regierungen, doch bei dem Willen allein hatte es auch sein Bewenden. So mußte man denn auch immer nur die schädliche Hälfte haben, während die andere Hälfte, die bessere, nie zum Vorschein kam.

Und so können wir mit gutem Gewissen sagen, daß es nicht allein für Bayern ein wahres Unglück war, Freiherrn von der Pfordten so lange als Minister des Aeußern gehabt zu haben, sondern daß selbst Deutschland darunter litt und noch leidet.

Schlußwort.

Was auch für eine Beurtheilung diese Schrift erlangen mag, dem Autor war es hauptsächlich angelegen, manche Stoffe wieder in Fluß zu bringen und einen großen politischen Fehler so viel als möglich zu verbessern. Wer wollte aber in der jetzigen Trägheit und Abgespanntheit, welche sich in unserm politischen Leben im Großen wie im Kleinen bekundete, nicht schwer wiegende Fehler erblicken?

Wohl mag ein gewisser Ueberdruß, ja sogar Widerwille nur allzusehr seine Gründe haben, aber man darf nie, selbst wenn die politischen Verhältnisse noch so sehr verworren und unleidlich sind, sich ihnen verschließen und theilnahmlos, als wenn man gar nicht bei einer Entwicklung interessirt wäre, sie betrachten.

Eine öffentliche Meinung, welche in diesen großen politischen Fehler verfällt, kann nur allzu leicht Mitschuldige an politischen Maßnahmen ihrer Regierung werden, die sie dann später, aber zu spät, bereuen dürfte.

Die öffentliche Meinung darf nie so weit aufhören eine zu sein, daß sich eine Regierung zur gegebenen Zeit auf die allgemeine Apathie berufen kann.

Was den Anachronismus dieser Schrift betrifft, der durch den Rücktritt des Freiherrn von der Pfordten gegeben wurde, so glauben wir, der allgemeinen Haltung der Schrift nach, welche sich mehr in geschichtlicher Phase bewegt, daß dieser nicht dermaßen störend wirken kann, daß es unbedingt wünschenswerth erscheint, die ganze Schrift geändert vorgelegt zu haben.

Wohl hätten wir, wie schon erwähnt, die Broschüre in manchem anders gehalten, hätten wir vermuthet, daß der Rücktritt des Herrn von der Pfordten schon vor ihrer Veröffentlichung geschehen würde.

Doch die große Ungewißheit, welche über den Ministerwechsel herrschte, wie selbst die bedeutende Unsicherheit höheren Orts in der Wahl der Ministerkandidaten, welche sich bald dem Freiherrn von Edelsheim, bald dem Fürsten Hohenlohe zuneigte, ließen erwarten, daß nicht so bald ein Wechsel stattfände.

Würdigen Entgegnungen oder Berichtigungen sehen wir mit Vergnügen entgegen und werden wir solche, je nachdem sie es verdienen, beachten.

Im Januar 1867.